Biblioteka
U. M. K.
Toruń
141904
II
73
C1

IV 92

F. Lindner, Die preuß. Wüste einst und jetzt.

O IV x, 62

18. 7. 1929.

Die preussische Wüste einst und jetzt.

Bilder von der Kurischen Nehrung

von

Fr. Lindner, P.

Mit 2 Karten und vielen Textillustrationen.

Anhang: Vollständiges Verzeichnis aller bis zum Frühjahr 1898 auf der Nehrung beobachteten Vogelarten.

Osterwieck/Harz.
Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt.

BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

Bibliothek der Pädagogischen
Akademie in Elbing

141.904
L

Den beiden Hauptförderern seiner Nehrungsstudien

Herrn Prof. Dr. C. CHUN

jetzt in Leipzig

und

Herrn Dünenbauinspector EPHA in Rossitten

in herzlicher Dankbarkeit zugeeignet

vom **Verfasser.**

Vorwort.

Begeisterte Liebe zu dem einzigartigen, in sovielfacher Beziehung hochinteressanten Streifen deutschen Landes, den die Kurische Nehrung darstellt, hat dem Verfasser es als Herzenswunsch erscheinen lassen, den Gebildeten des deutschen Volkes eine populärwissenschaftliche, reich illustrierte Schilderung der „preussischen Wüste" zu geben. Die freundliche Aufnahme, die seine speciell ornithologischen Publikationen über das deutsche Ornithologenparadies, die Kurische Nehrung, in Fachkreisen gefunden haben, haben ihn hoffen lassen, dass auch die nachfolgenden Darstellungen, die alle Verhältnisse, die auf ein allgemeines Interesse Anspruch machen können, berücksichtigen, die Beachtung finden mögen, die den bereitwilligen Herrn Verleger für das Wagnis entschädigen mag, das er durch die wegen der illustrativen Ausstattung kostspielige Herstellung dieses Buches auf sich genommen hat. — Die bisher erschienenen Werke über die Kurische Nehrung waren teils schon recht selten geworden, teils zu teuer, teils — wie das vortreffliche Buch von Prof. A. Bezzenberger, das ich für meine Arbeit für die Gebiete fleissig verwertet habe, auf denen mir eigene Studien und Erfahrungen fehlten — nur für streng wissenschaftliche Kreise berechnet. Allen aber fehlte es ganz oder fast ganz an guten Illustrationen. Diesem Mangel ist nun abgeholfen. Wenn nun auch im Text jedem etwas geboten ist, was ihn interessieren wird, so glaube ich dem Buche doch noch für die Ornithologen dadurch einen besonderen Wert verliehen zu haben, dass ich das vollständige Verzeichnis aller bis jetzt (Frühj. 98) für die Nehrung konstatierten Vogelarten nebst kurzen Bemerkungen über ihr Vorkommen als Anhang beigegeben habe. Mögen mir die nichtornithologischen Leser diese Zugabe verzeihen; man wird sie gerade bei mir um so eher begreiflich finden, als es mir vergönnt war, zuerst auf den wunderbaren Vogelreichtum der Kurischen Nehrung hinweisen zu können.

Möchten doch diese schlichten Schilderungen freundliche Aufnahme finden und viele Nehrungsfreunde werben.

Osterwieck a/H., den 29. März 1898.

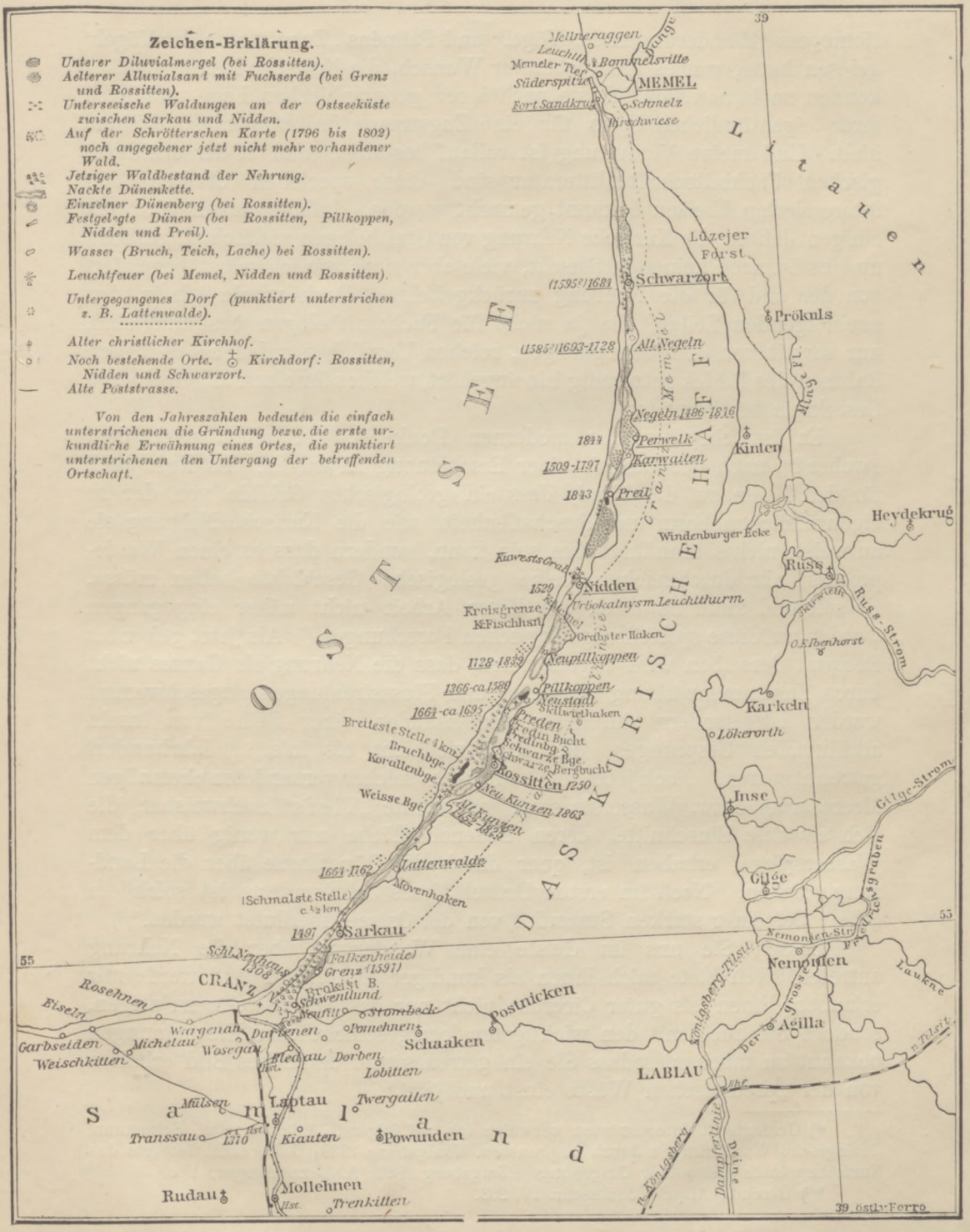
P. **Fr. Lindner.**

Die preussische Wüste einst und jetzt.

Mag manches Wort unseres ritterlichen Kaisers Widerspruch gefunden haben — dies eine gewiss nicht: Wir stehen im Zeichen des Verkehrs. Geschäftsinteresse, Vergnügen und Wissensdrang führt die Reisenden in die entferntesten, unzugänglichsten Länder trotz aller noch so grossen Gefahren — und über kurz oder lang werden Nord- und Südpol keine blossen geographischen Begriffe mehr sein, sondern bekannte Grössen. Reiselustig ist das deutsche Volk von jeher gewesen; aber zu keiner Zeit war neben dem naturwüchsigen Wanderdrange, der dem Deutschen im Blute steckt und in seinen Wanderliedern sich ausspricht und aussingt, das geographische Interesse in weiten Volksschichten so rege, als in den letzten Jahrzehnten. Und unter geographischem Interesse darf heutzutage nicht mehr verstanden werden die trockne Weisheit gelehrter Zahlenmenschen; ehedem gleichsam nur ein mumienhaftes Wesen von Haut und Knochen hat jetzt die Geographie Fleisch und Blut, Leben und Farbe. Sie hat, ohne die speciellen Naturwissenschaften überflüssig zu machen, alles das in ihren Bereich hineingezogen, was Mutter Erde aus ihrem Schoss hervorgehen und an ihrem Busen ruhen lässt. Unsere modernen Atlanten weisen nicht mehr besonders den Unterschied von physischer (— das war im wesentlichen nur: orohydographischer) und politischer Kartographie auf, vielmehr ist das biologische Moment, das Interesse am Leben und seinen mannigfachen Formen, Erscheinungen, Zusammenwirkungen und Beschränkungen in den Vordergrund getreten. Man hat den Blick für den Gesamtorganismus, den Kosmos, gewonnen. — Im Sinne dieser kosmisch-biologischen Auffassung wollen die nachfolgenden Schilderungen eine freundliche Aufnahme finden. Dictiert von einer schwärmerischen Liebe zu dem in so vieler Beziehung einzigartigen und wunderbaren Stück Erde, das eine Welt für sich darstellt, wollen sie mit der Kenntniss zugleich auch das warme Interesse der Leser für die „preussische Wüste“ erwecken, die bis auf den heutigen Tag nur einer verschwindend kleinen Zahl von Menschen ihre tausendfachen Reize erschlossen hat, für die grosse Masse — auch der Fachgelehrten und Reisenden von Profession — aber bisher eine terra incognita oder auch ein fabelhaftes Gebiet geblieben ist. Gewiss lässt Sie, verehrte Leser und Leserinnen, meine Überschrift „die preussische Wüste“ an den schwarzen Erdteil mit seinen Schrecken und Überraschungen meist unangenehmer Natur denken. Aber ich sage ja „preussische“ Wüste, und zwar mit

vollem Recht. Nicht in jene wüste Ferne, wo Elefanten, Löwen und Giraffen hausen, wo ausser den Riesen der Vierfüssler auch der Riesenvogel der Gegenwart, der Strauss heimisch ist und wo die Garderobe der schwarzen Männer, Frauen und Kinder keiner Stoffvergeudung angeklagt werden kann, will ich Sie führen, sondern nach einem entlegenen Stück Erde des deutschen Vaterlandes, nach einem Teile der preussischen Monarchie, welches in vollkommenem Masse alle charakteristischen Merkmale der echten Wüste trägt, nach einem Landstreifen, der des Seltsamen, Fremdartigen, Fesselnden für den, der zu sehen versteht, nicht weniger bietet, als meinetwegen die märchenhaften Gestade, an welche einst Robinson Crusoe oder gar der ehrliche Schiffskapitän Gulliver verschlagen wurde. Es ist die in geologischer, ethnologischer, zoologischer und botanischer Hinsicht so hochinteressante Kurische Nehrung, jene schmale 97 Kilometer lange, an der breitesten Stelle kaum 4 Km., an der schmalsten aber nur ½ Km. breite Landzunge, die sich vom Seebad Cranz am Nordstrande des Samlandes zwischen Ostsee und Kurischem Haff bis dicht vor Memel hin erstreckt in einem sanften Bogen, der in nordöstlicher Richtung anhebt und in nördlicher endigt. Die meisten Karten geben diesen Bogen zu schwach, d. h. den Verlauf der Nehrung zu grade an.

Diese als „Neria curoniensis“ zuerst von Peter von Dusberg im 14. Jahrhundert erwähnte merkwürdige Landzunge mit den höchsten Dünen der Welt hat in der Litteratur eine sehr widersprechende Beurteilung erfahren. Während die im Jahre 1800 anonym erschienenen „Kosmopolitischen Wanderungen durch Preussen“, ferner der Engländer Carr in seiner 1808 herausgegebenen Reisebeschreibung, K. F. Burdach (Rückblick aus meinem Leben, Leipzig 1848) und C. F. A. Hoffmann in einem seiner Schauerromane, dem „Majorat“, die Kurische Nehrung als den ödesten und traurigsten Landstrich, den man sich denken könne, als eine abscheuliche Wüstenei hinstellen, „die in dem Menschen die schaudernde Idee der rächenden Gottheit erwecke“, sehen andere, und zwar neuere Schriftsteller, wie Passarge, Glagau, Flöricke, K. von Behr und Prof. A. Bezzenberger, der gelehrte Verfasser des trefflichen — auch in dieser Arbeit mehrfach benutzten — Werkes „Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner“ (Stuttg. 1889) in ihr ein Gebiet, welches nicht nur in wissenschaftlicher Beziehung hochinteressant ist, sondern auch der landschaftlichen Reize keineswegs ermangelt. Ich muss mich rückhaltlos auf Seiten der letzteren stellen, nachdem ich während der Jahre 1888 bis 1892 die Nehrung — hauptsächlich zwecks ornithologischer Studien — bereist und sie sehr lieb gewonnen habe. Schon seit vielen Jahren, namentlich aber, seitdem ich mich für den Vogelzug intensiver interessierte und E. F. von



Karte d. Kurischen Nehrung.

Homeyers „Wanderungen der Vögel“ und Palméns „Zugstrassen der Vögel“ gelesen hatte, war es mein lebhafter Wunsch, die Kurische Nehrung näher kennen zu lernen, da ich sie nach ihrer geographischen Lage und nach ihrer eigentümlichen Form für eine Zugstrasse im eminentesten Sinne hielt. Und meine Vermutung ist vollauf bestätigt, und in der ornithologischen Fachzeitschriftenlitteratur sind diese speciellen Studien den interessierten Kreisen bekannt gemacht worden. Infolge davon wird seit einigen Jahren die Kurische Nehrung von Ornithologen vielfach aufgesucht, und es ist noch keiner enttäuscht, viele aber sind, wie ich selbst, begeistert von der und für die Nehrung zurückgekehrt. Doch werde ich in den nachfolgenden Zeilen, die ja nicht für Fachornithologen bestimmt sind, nur soweit von dem einzigartigen, reichen Vogelleben reden, als es in den Rahmen des Bildes notwendig hineingehört, welches für einen allgemeineren Leserkreis bestimmt ist.

Es ist ein Zug des modernen Denkens, vor allem nach dem „woher?“, nach der Genesis einer Erscheinung zu fragen. Es liegt auch für den Laien auf der Hand, dass ein geologisches Gebilde von der so eigentümlichen Form und Beschaffenheit, wie die Kurische Nehrung sie aufweist, nichts uranfängliches sein kann, sondern dass es einen Werdeprozess habe durchmachen, seine geologische Geschichte haben müsse. Es soll und kann natürlich in dieser Arbeit nicht näher eingegangen werden auf diese speziellen geologischen Forschungen.*) Als jetzt geltendes Resultat derselben wird angenommen, dass die Nehrung als Ganzes nicht durch Zusammenwirkung von Ufer- und Flussströmungen angeschwemmt worden ist, sondern durch Zusammensanden einer Reihe von Inseln altdiluvialen Ursprunges, die noch vielleicht bis in's 9. Jahrhundert getrennt waren. Noch jetzt sind etwa sechs solcher versandeten ehemaligen Meeresarme bezw. Wasserstrassen, sogenannte „Tiefs“ nachweisbar, die sich als tiefe Einschnitte, deren Bodenoberfläche nur wenig über dem Wasserspiegel erhaben ist, quer durch die Dünenkette über die Landzunge ziehen. Noch im ersten Drittel dieses Jahrhunderts ist solch ein „Tief“ bei einer starken Sturmflut von der Ostsee überflutet worden.**)

Lassen Sie uns im Geiste eine Wanderung über die Nehrung antreten! Ich biete mich Ihnen als kundiger Führer an und werde mir erlauben, Ihnen als guter Cicerone nicht nur das Sehenswerte zu zeigen, sondern Sie auch mit den wichtigsten localgeschichtlichen Erscheinungen bekannt zu machen, sodass Sie ein getreues und deutliches Bild erhalten von der „preussischen Wüste einst und jetzt“.

---

*) Geologische Interessenten verweise ich auf folgende Arbeiten: Jul. Schumann, Geologische Wanderungen durch Altpreussen. Königsberg, 1869; G. Berendt, Geologie des Kurischen Haffs und seiner Umgebung. Königsberg 1869; A. Bezzenberger, l. c.

**) Berendt, Altpr. Monatsschr. IV, 203.

Von dem ostpreussischen „Welt-Seebad“ Cranz, vier Meilen nördlich von der „Stadt der reinen Vernunft“, Königsberg, führt uns der Weg, zunächst ohne merkliche Bodenerhebungen, durch schönen Wald gemischten Bestandes nach der nahe am Haff gelegenen, von drei Seiten vom Walde umrahmten einsamen Försterei Grenz, die etwa 3/4 Kilometer abseits liegt von der alten „Memeler Landstrasse“, die einst von der edlen Königin Luise auf ihrer Flucht benutzt wurde. Der „Luisenpfahl“, eine Stunde von Cranz entfernt, erinnert den Wanderer noch heute an jene Schmerzens- und Trauerzeit unseres Vaterlandes, die gar bald das Herz der edelsten deutschen Frau brechen liess. — In Grenz rasten wir ein Stündchen. Der freundliche Förster, der, begleitet von seinem treuen Caesar, seinen hoffnungsvollen Fritz an der Hand führt, geleitet uns an das von Weidengebüsch und Erlen umsäumte und haffwärts mit einem breiten Streifen dichten Schilfwaldes bestandene Ufer des Kurischen Haffs und nennt uns die Namen der vom anderen Ufer mit ihren weissen, schindelgedeckten Häusern und Kirchtürmen freundlich herübergrüssenden Dörfer, deren Bewohner zum grossen Teile neben der Landwirtschaft, ja selbst ausschliesslich die Fischerei betreiben. Eine kleine Flotille von Fischerkähnen, welche von Haff- oder Sturmmöven und gabelschwänzigen, laut kreischenden Seeschwalben in elegantem Fluge umschwebt werden, während hoch in den Lüften der weissbäuchige bei Grenz horstende Fischadler sowie der Milan ihre spurlosen stillen Kreise ziehen, erinnert uns daran, dass auch das Wasser seine reiche Ernte giebt. Nach Nordosten zu verschwindet das gegenüberliegende Ufer für das Auge, und im Norden bildet die Oberfläche des Haffs die Grenze des Horizontes. Am Rande des Schilfwaldes bewegt sich auf den leichten Wellen auf- und abschwimmend ein Vogel, den uns unser Krimstecher als den Haubentaucher, einen argen Fischräuber, erkennen lässt. Mit Hilfe des Kahns, den uns der Förster zur Verfügung stellt, dringen wir im Schilfwalde bald bis zu der Brutkolonie dieses vorsichtigen Vogels vor, dessen silberweisses, an den Seiten braungefärbtes Gefieder der Bauchseite den beliebten Schmuck für die Muffs und Pelzkragen unserer Damen hergiebt. Die schwimmenden Nester des Hauben- oder Krontauchers sind aus Schilfstengeln und faulenden Pflanzenteilen zusammengefügt. Die ursprünglich rein weissen Eier erhalten dadurch, dass der Vogel beim Verlassen des Nestes sie, um sie den Blicken der Eier raubenden Rohrweihen, Milane und Krähen zu entziehen, mit Pflanzendetritus bedeckt, eine schmutzig gelblich-bräunliche Färbung; die Embryonen bedürfen zur Entwicklung viel weniger der Brutwärme, die andere, trocken nistende Vögel nötig haben, als vielmehr der Feuchtigkeit. Anatomisch und physiologisch weisen die Taucher unter den deutschen Vögeln im phyllogenetischen

Stammbaum der Darwin'schen Descendenztheorie noch die nächste Verwandtschaft mit den Reptilien auf. — Doch zurück nach Grenz! Noch ein Abschiedstrunk und Abschiedsgruss, und wir verlassen die idyllische Niederlassung und wandern weiter, teils im Walde, dann ein Stück am Seestrande entlang, dann wieder quer hinüber zum Haffufer bis nach dem ersten Nehrungsdorfe Sarkau. Schon vor Sarkau wurde der Wald spärlich, begann der lose Sand, der das Vorwärtskommen sehr erschwert. Das jetzige Sarkau macht schon einen tristen Eindruck, wiewohl es noch längst nicht das elendeste Dorf der Nehrung ist. An den meist mit Schilfschindeln gedeckten Häusern, richtiger Hütten, fällt uns sofort auf, dass die allermeisten keinen Schornstein haben. Hier wie in den übrigen Fischerniederlassungen benutzen die Bewohner den frei in die Bodenräume hineindringenden Rauch — es wird übrigens ausschliesslich mit Holz gefeuert — zum Konservieren der dort aufgehängten Fischernetze. Ackerland besitzt Sarkau schon längst nicht mehr; es ist versandet. Mit Mühe und künstlicher Anstrengung ist wohl hie und da noch ein Stückchen Gartenland gerettet, das vielleicht auch bald völlig versandet ist. Vor den Häusern erblicken wir eigentümliche, zuckerhut- oder bienenkorbartige Buden, die aus ausrangierten, in der Mitte quer durchschnittenen und dann mit den Bordseiten zusammengestellten Kähnen hergestellt und mit einer seitlichen Öffnung versehen sind. Sie dienen zur Aufbewahrung von Fischereigerätschaften. Sarkau ist jetzt vor allem berühmt durch seinen Flunder- und Krähenfang. Unser am Haffstrande in unser Reise-Skizzenbuch aufgenommenes Bild zeigt uns die malerisch hübscheste Partie am Ufer. Im Süden — auf dem Bilde links oben im Hintergrunde — erkennen wir bei klarem Wetter noch das südöstliche jenseitige Haffufer. Im Vordergrund rechts steht als eins der wenigen noch übriggebliebenen Merkmale der früheren Poststrasse eine alte Weide; dahinter zwei Fischerhäuschen, vor denen auf einer Reihe von Pfählen, die in den losen Sand eingerammt sind, die Netze zum Trocknen aufgespannt sind. Die Kähne sind nach einem guten Fang zurückgekehrt und verankert, die Segel eingerefft. Am Ufer lodert in einer im Ufersand angelegten „Räucherkaule" zwischen Steinen ein Feuer, an dem die Flundern geräuchert werden. Einem dabeistehenden Fischerknaben ist die Aufsicht über das Räuchern anvertraut, während sein Vater, der Fischerwirt, mit seinem Fischerknecht im benachbarten „Kruge" sich nach gethaner Arbeit mit einem Glase „Cornus" oder „Lukodeike" — mit Wasser verdünntem Spiritus — stärkt und die Fischersfrau mit hochaufgenommenen Kleidern in Begleitung ihres anderen Sohnes durchs flache Wasser dem nahen Kahne zuwatet, um den Rest des Fanges ans Land zu bergen. Zu den am Ufer sich tummelnden dunkelfarbenen zahmen Enten hat sich eine alte

Am Haffufer bei Sarkau.

Sturmmöve (Larus canus) gesellt und jenseits rauscht der Schilfwald geheimnisvoll. Ein ganz anderes Bild bietet sich unseren Blicken, wenn wir nach dem etwa einen Kilometer entfernten Seestrand durch die Sandhügel und den dürftigen Wald der „Plantage“ hinüber wandern. Von der Vordüne, über deren Natur und Geschichte wir bald näheres erfahren werden, schweift der Blick über die freie Ostsee westwärts bis zum fernen Horizont. Bei eintretender Dunkelheit ist das Leuchtfeuer von Brüsterort an der Nordwestecke des Samlandes noch erkennbar. Am hellen Tage übersieht man nach beiden Seiten hin meilenweit den Strand, hie und da ein aus dem Sande hervorragendes trümmerhaftes Wrack, auf dem Meere aber weit draussen zur Fangzeit die Lachsfängerboote erspähend, während im Winter das Meer weithin von ungeheuren Scharen nordischer Schwimmvögel, vor allem von grossen Mengen der herrlichen Eisente (Harelda glacialis), die auf der Nehrung „Karkeliter“ genannt wird und sich durch ein weithin vernehmbares, etwa wie „aue aue ied“ lautendes Geschrei bemerklich macht, bedeckt ist. Hin und wieder wird auch ein Seehund, der Todfeind der Lachsfänger, sichtbar. Nach Norden hin lässt sich der sanftbogige Strand bis zum Rossitter Wald verfolgen, nach Süden hin bis nach Cranz. Als Vorboten nahenden Sturmes ziehen mit weitausgreifenden Schwingen verschiedene Seemöven über der Schälung am Strande entlang, nicht selten von einem mächtigen Seeadler in Schrecken gesetzt. Doch was ist das? Da unten am Strande ist ein dunkles Etwas auf dem Sande, dessen Natur dem Fremdlinge rätselhaft erscheinen muss. Versuchen wir, uns Klarheit zu verschaffen! Wir nähern uns der unbekannten Grösse und erkennen in ihr eine aus dichten Fichtenzweigen in Bienenkorbform hergerichtete Laube, grade gross genug um einen oder höchstens zwei Menschen in kauernder Stellung zu bergen. Wollen hier etwa Troglodyten eine Art von Laubhüttenfest feiern? Doch da regt sichs auch schon und durch den niedrigen, lochähnlichen Eingang an der Seite kriecht ein Mann mit struppigem Kopfhaar und Bart und einem nicht sehr vertrauenerweckenden, wettergebräunten Gesicht heraus und lässt, da er in uns „Oberjäger“ d. h. höhere Forstbeamte, die das Revier inspicieren, vermutet, eine kaum verständliche Rede los, deren Hauptsinn wir dahin verstehen: wir möchten ihn nur nicht zur Bestrafung anzeigen. Was hat er denn Strafwürdiges begangen? Er liegt dem für die Nehrung charakteristischen Krähenfang ob, der hier gradezu von volkswirtschaftlicher Bedeutung für die armen Nehrunger ist, aber gewissen forstpolizeilichen Beschränkungen unterliegt, an die sich unser Freund nicht gekehrt hat. Indem wir uns die irrtümliche Annahme des Mannes von unserer höheren Forstbeamtenstellung augenblicklich zu Nutze machen, erklären wir, diesmal noch Gnade für Recht ergehen lassen zu wollen,

wenn uns der in flagranti Ertappte alle Kniffe des Krähenfanges beichten wolle. Dazu ist er gern bereit. Und so erfahren wir denn Folgendes:

Krähenfang am Strande.

Die zu unzähligen Tausenden im Frühjahr und Herbst über die Nehrung ziehenden Krähen spielen für die meist sehr arme, fast nur auf Fische, von Litauen herübergebrachte Kartoffeln und Brot angewiesene Bevölkerung eine wirtschaftlich wichtige Rolle, indem ihrer viele gefangen und entweder frisch gekocht oder eingesalzen verzehrt werden. Auch viele der gebratenen Tauben, die die Badegäste in Cranz zu Weltbadpreisen verzehren, sollen der Gattung Corvus angehören. Der Preis pro Stück schwankt zwischen 5 und 15 Pfennigen. Die Krähenfedern werden zum Füllen der Betten verwandt. Der Fang geschieht in folgender Weise: Der Krähenfänger spannt in einer Entfernung von 30—40 Schritten von seiner Hütte (H) ein ca. 15 Fuss langes und 5—6 Fuss breites Netz, dessen Rahmen mit dem einen Ende (bei c^1 und c^2) an kleinen, in den Sand gesteckten Pfählen gelenkig befestigt sind, so aus, dass ein Ruck an der von der Hütte aus (durch die Öffnung B) laufenden, sich oben gabelnden und an den oberen, freiliegenden Rahmenenden (bei e und d) endigenden Zugleine durch die Spannung, die durch eine vom Netz aus zu einem freistehenden Pfale (f) führende Leine erzielt wird, das Netz nach der anderen Seite (in der Richtung der Pfeile) umschnellt, sodass es dann auf die auf der Zeichnung durch die Punkte a b c^1 c^2 angedeutete Fläche, den eigentlichen Fangplatz zu liegen kommt. Auf diesem Fangplatze liegen als Köder kleine Fische aus, während als Lockvogel eine Krähe fungiert, deren Fuss an einen kleinen Strick gebunden ist, dessen anderes Ende an einen kleinen, in den Boden getriebenen Pfahl angeknotet ist. Nachdem das Netz gestellt und, ebenso wie die Leine, lose mit Sand bedeckt ist, zieht sich der Fänger in seine Hütte zurück, durch

eine kleine Öffnung (A) Ausschau haltend. Oft genug muss er lange warten, ehe sein geflügeltes Schwarzwild in Sicht kommt. Sobald nun Krähen vorüberziehen und aufmerksam werden auf ihren oder auch ihre am Boden angebundene Genossen und die lockenden, blinkenden Fischköder, kreisen sie, zunächst noch recht vorsichtig und misstrauisch, dann aber immer niedriger und näher kommend, über der Fangstelle. Hat sich erst eine niedergelassen, so folgen bald mehrere nach, und nach wenigen Sekunden sind sie von dem tückischen Netze überdeckt. Der Fänger eilt aus seiner Hütte, ergreift mit der einen Hand den Rumpf, mit der anderen den Schnabel und — o Kanibale! — beisst ihr die Schädeldecke ab*), wie wir mit leisem Grauen es sahen, oder reisst ihr den Kopf ab. Jedes Jahr werden beim Krähenfang, der über die ganze Nehrung hin ausgeübt wird, auch Raubvögel, die nach den angebundenen Krähen stossen, oder die ausgelegten Fische aufnehmen wollen: See-, Fisch- und Schreiadler gefangen. Krähen haben früher in Nidden zur Pfarrkalende gehört. Mein Freund, der frühere Pfarrer S. in Rossitten, bestritt das freilich für seine Stelle auf das Entschiedenste, wurde aber oft genug damit geneckt sowie auch allen Ernstes von Reisenden danach gefragt. — Im 17. Jahrhundert betrieben brabantische Falkenfänger unweit Sarkau den lohnenden Fang nordischer Edelfalken, die zur Reiherbeize abgerichtet wurden. Aus der Geschichte**) von Sarkau sind folgende Daten erwähnenswert: 1567 hat der Ort bereits eine Schule; bald darauf wurde er von einer Feuersbrunst heimgesucht. Die Kirche, deren Gründung unbekannt ist, war erst Hauptkirche, dann Nebenkirche zur Kunzener. Anfangs dieses Jahrhunderts mit Laptau in Samland verbunden, wurde sie 1809 mit Rossitten vereinigt und wird seit 1883 von Cranz aus bedient. In den Sommermonaten findet alle vier Wochen Predigtgottesdienst statt. Das jetzige vor dem Dorfe gelegene Kirchlein ist ein schlichter Fachwerkbau mit Ziegeldach. Schon im 17., noch mehr im 18. Jahrhundert hat Sarkau unter dem Flugsand arg zu leiden gehabt. 1782 schreibt Bock (Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreich Ost- und Westpreussen): „Die Versandung nimmt immer mehr zu, wie denn Sarkau, das vor 10 Jahren noch gute Küchengärten hatte, davon jetzt nichts aufweisen kann . . . . Die hölzerne Kirche macht unter den losen, beweglichen und sich täglich ändernden Sandhaufen ein trauriges Ansehn.“ Erst seit den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts, nachdem bereits Schutzmassregeln gegen den Flugsand getroffen waren, hob sich der Ort; aber noch im Jahre 1868 traf der bekannte Socialpolitiker und

*) Daher der Schimpfname „Krohbieters“ (= Krähenbeisser), mit welchem die Litauer vom östlichen Ufer des Kurischen Haffs die Nehrunger necken.

**) Näheres siehe bei Bezzenberger.

Herausgeber des jetzt eingegangenen „Kulturkämpfer“, der vor wenigen Jahren verstorbene Otto Glagau, Sarkauer Fischerfamilien als Zeltnomaden am Nordende der Nehrung. — Da die weitere Wanderung von Sarkau nach Rossitten sehr anstrengend ist, aber auch des Interessanten überaus viel bietet, so wollen wir heute Rast machen, um morgen in aller Frühe den Marsch durch die eigentliche Wüste anzutreten. Lassen Sie mich für heute noch Sie mit den wichtigsten geologischen Verhältnissen der Nehrung bekannt machen und dann zum Schluss ein persönliches Erlebnis erzählen, das ich nie vergessen kann.

Seeufer zwischen Cranz und Sarkau.
a = Dünensand; b = älterer Alluvialsand; α = Fuchserde; β = Moostorfschichten; c = Diluvialsand mit Gerölleinlagerungen.

Das südliche Stück der Nehrung — von Cranz aus bis hinter Sarkau ist auf eine Erstreckung von etwa 3 Meilen zunächst fast vollkommen flach. Nur an einigen Stellen am Seeufer finden sich Erhebungen*) bis zu 40 Fuss. Untersucht man die Bodenschichten dieser Stellen, so ergiebt sich folgende Reihenfolge: Oben auf bildet die jüngste Schicht der vom Winde vom Strande heraufgeführte Dünensand, der stellenweise mit einer dünnen Schicht Humus überzogen ist, welch letzterer den Bestand von Wald oder Graswuchs ermöglicht. Die nächsttiefere Schicht besteht aus älterem Alluvialsand, in welchen Lagerungen von Fuchserde (Oker- oder Eisensand) und noch tiefer auch einige etwa 1—1½ Zoll starke Moostorfschichten eingebettet sind. Letztere werden gebildet aus einem jetzt nicht mehr lebend in Ostpreussen nachweisbaren Laubmoos: Hypnum turgescens, Schpr. Die Grundlage endlich, auf welcher diese späteren alluvialen Ablagerungen ruhen, bildet älterer diluvialer Boden mit Geröll-einlagerungen. Was lässt sich aus diesem Befund nun für die geologische Entstehungsgeschichte der heutigen Nehrung folgern? Die Entwicklungsstadien müssen aller Wahrscheinlichkeit nach folgende gewesen sein: Die spätdiluvialen Schichten wurden abgespült, die älteren dadurch blossgelegt; auf sie setzte sich eine Schicht älteren Alluvialsandes ab, dessen Oberfläche die Existenzbedingungen für Pflanzenwuchs gewann und durch Übersandung wieder verlor. Die mehrfach auftretenden Moostorfschichten beweisen, dass sich dieser Prozess wiederholte. Dass aber diese auf feuchter Bodenoberfläche gebildete Vegetation später wieder

*) Die von den Cranzer Badegästen frequentierteste Erhöhung ist „Kleinthüringen“ am Seestrand zwischen Cranz und Grenz. Dort ist seit einigen Jahren ein Aussichtsturm errichtet.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

nach wiederholten Übersandungen und Neubildungen durch eine starke Schicht Heidesand gänzlich erstickt wurde, deutet darauf hin, dass eine Senkung des Landes unter den Meeresspiegel stattfand. Die Tiefe dieser Senkung berechnet der Geologe Berendt auf mindestens 30—40′ unter den heutigen Wasserspiegel. Dann muss wieder eine am Südende der heutigen Nehrung beginnende Hebung erfolgt sein. In dieser Periode hat die Dünenbildung und Versandung der Tiefs, welche bis dahin die Nehrung in mehrere Inseln zerlegt hatten, stattgefunden. An geeigneten, höher gelegenen und darum der durch die Westwinde bewirkten Übersandung weniger ausgesetzten Stellen konnte nun auch der Wald seinen Anfang nehmen. Darauf fand wiederum eine, gegen die frühere allerdings geringere und für die ganze Länge der Nehrung nicht gleichmässige Senkung statt, die es bewirkte, dass ein Teil des (niedriger gelegenen) Waldbodens unter den Wasserspiegel sank, wie die zwischen Sarkau und Nidden sich findenden submarinen Baumstubben beweisen. Sie sind Reste des Urwaldes der Nehrung, die stellenweise nicht weniger als drei verschiedene übereinanderliegende Waldbodenschichten aufweist, zu deren Entstehung die vorerwähnten Hebungen und Senkungen in ihrem Wechsel zugleich mit den Versandungen und teilweise auch die künstlichen Eingriffe durch Menschenhand zusammengewirkt haben. Als ich zum ersten Male und zwar in Gesellschaft eines Königsberger Tiermalers nach Sarkau wanderte, fing es bereits an zu dunkeln. Da schimpfte auf einmal eine rauhe Männerstimme in dem Nehrungs-Plattdeutsch, das wir nur notdürftig verstehen konnten, auf die „verfluchten Spitzbuben“, die Kartoffeln stehlen wollten! Niemand anders als wir konnte gemeint sein, obwohl wir von Kartoffeln nichts bemerkt und noch viel weniger solche gestohlen hatten. Da wir jedoch wussten, dass diese Erdfrüchte, die ja, wie wir schon erwähnten, nur an wenigen, ganz kleinen Stellen bei Sarkau gebaut werden können, für die Sarkauer von besonderem Wert sind, so lag uns daran, den um seine Kartoffeln so besorgten biederen Nehrunger möglichst bald von der Grundlosigkeit seiner Befürchtung zu überzeugen. Wir hielten also ruhig stand, als der wütende Mann auf die vermeintlichen Diebe losrannte und nun, von seinem Irrtum sogleich überführt, einige unbeholfene Worte der Entschuldigung stammelte. Um das uns angethane Unrecht nach Möglichkeit wieder gut zu machen, bot er sich an, uns zum Dorfe und zum Kruge, in dem wir übernachten wollten, zu führen. Er mochte aber kaum eine Minute lang zwischen uns beiden mitgegangen sein, als ich bemerkte, wie er, nachdem er mich erst argwöhnisch und misstrauisch betrachtet hatte, plötzlich mit allen Anzeichen des Entsetzens von meiner Seite wich und sich auf die andere Seite meines Begleiters gesellte. Ich schien ihm

unheimlich und gemeingefährlich zu sein. Um herauszukriegen, worin diese Antipathie des mir doch völlig Unbekannten gegen mich ihren Grund habe, schritt ich, scheinbar unabsichtlich, in schnellerem Tempo voran, meinem Begleiter Gelegenheit gebend, sich von dem fremden Manne über mich interviewen zu lassen.

„Seggens, min leiw Harrke, war denn dat Harrke dort 'mol in Grenz west?"

„Ja gewiss, schon öfter."

„Ook in'n Winter?"

„So viel ich weiss, ja."

„O, min leiw gut Harrke, dann gahn's doch ja nich mit ehm!"

„Weshalb denn nicht?"

„O, dat schull woll woahr sin und dat will ik Sie segge: Der Kierl hat den Diewel!"

„Nanu, weshalb denn?"

„I, sehn's, da hebb' ick letzten Win'r in der Grenzer Furscht Holz schlo'n un mit min'n eigne Oogen sehn, wie mitten in'n Walde en fremder Mann kummen is, der hat rundum un up de Böme kiekt und hat den Arm utstreckt und mit de Hand gewunken und de Vagels sin ehm up de Hand dalkumme und hei hat se wedder lotlaten und wedder gewunken und sei sin wedder kumme. Dat geit doch nich met rachte Dinge tau. Dat mött doch woll Diewelskram sin!"

„Das ist allerdings hochbedenklich; ich danke Ihnen, dass Sie mich vor dem Menschen gewarnt haben und werde auf meiner Hut sein."

So das im Flüsterton geführte Zwiegespräch zwischen dem Nehrunger und meinem Freund K., der allezeit den Schalk im Nacken sitzen hat und dafür sorgt, dass der Humor nicht ausstirbt. Er wusste ganz genau, was die Ursache des Zauberglaubens jenes Mannes war, aber er hütete sich wohlweislich, ihn zu zerstören. Zwei Jahre darauf hatte ich ein — beinahe amtliches! — Verhör zu bestehen, das ich hier wiedererzählen will.

Zum Amtsvorsteher in dem von Sarkau 4 Meilen entfernten Rossitten entboten, werde ich von dem alten freundlichen Herrn, einem Typus eines preussischen Beamten, mit den Worten empfangen: „Lieber Herr L., ich muss Ihnen mitteilen, dass über Sie ganz merkwürdige Gerüchte im Orte umgehen, und ich möchte in Ihrem Interesse von Ihnen selbst den Grund derselben erfahren." „Und was sind das für Gerüchte?" „Die Leute halten Sie für einen Hexenmeister und behaupten, Sie hätten den bösen Blick und vermöchten durch denselben, die Vögel in ihre Gewalt zu bekommen. Worauf gründet sich denn nun dieser unsinnige Aberglaube?" Ich musste herzlich lachen. Fiel mir doch sofort als Verbreiter des Geredes

jener biedere Sarkauer wieder ein, der da meinte, ich hätte den Teufel, und der bei gelegentlichem Zusammentreffen mit Rossittern, von denen er meinen Aufenthalt in Rossitten erfahren hatte, ihnen seine Vermutung als wichtige Offenbarung mitgeteilt hatte, eine Vermutung, die dadurch noch an Glaubwürdigkeit gewonnen hatte, dass die Dorfbewohner mich allerdings täglich mit reicher Ausbeute von meinen ornithologischen Excursionen zurückkehren sahen. Und wie klärte sich nun das „Teufelwunder?“ Sehr einfach! Ich hatte seiner Zeit, als ich im strengen Nachwinter des Jahres 1888, wo noch am 9. April unter der Last des Schnees viele Baumäste brachen, den Förster von Grenz, bei dem ich damals wohnte, eine Vogelfangart, das sogenannte „Kiekeln“ oder „Titschen“ im Walde ad oculus demonstriert. Diese interessante Fangart besteht nun darin, dass man in das obere Ende einer langen Stange oder Gerte einen kleinen Einschnitt macht und in diesen Spalt eine etwa 15 cm lange, dünne Leimrute lose einfügt, die im geeigneten Augenblick solchen Vögeln, die wenig scheu sind und sich leicht anschleichen lassen, z. B. Goldhähnchen, Meisen, auf die Flügel schiebt. Die Berührung durch die Rute lässt den Vogel erschrecken; er will wegfliegen, aber die an den Federflächen haftende Leimrute, die sich von der Stange losgemacht hat, verhindert das Fliegen und lässt den Vogel, flugunfähig, bis die Leimrute sorgsam entfernt ist, herabfallen. Nun hatte ich mich statt der Stange eines langen Schilfstengels bedient, und jener Mann, von dessen Zuschauerschaft wir keine Ahnung hatten, hatte allerdings ganz richtig beobachtet, wie ich nach Vögeln ausschaute, den Arm ausstreckte und bald darauf den Vogel in der Hand hatte, aber grade die Hauptsache, das Medium des Fanges, nämlich das dünne schwanke Schilfrohr mit der oben darin lose eingefügten Leimrute, hatte er nicht erkennen können. Daher sein Irrtum und dessen ergötzliche Begründung in der Annahme von Hexerei im Bunde mit dem leibhaftigen Teufel! Ebenso drollig, aber harmloser war die Deutung, die seitens etlicher Hinterwäldler den Beobachtungen der Vögel durch einen Bekannten von mir mittels des Krimstechers gegeben wurde: Die guten Leutchen hielten den Beobachter für den Kalendermacher und den Krimstecher für ein Instrument, durch welches man am Tage die Gestirne erkennen und deren Lauf feststellen könne!

Doch nun zurück zu unserem Thema! Bald hinter Sarkau, nachdem man noch etwa eine Stunde lang in dem immer dürftiger werdenden, zuletzt ganz aufhörenden Walde (der Sarkauer „Plantage“) gewandert ist, beginnt die eigentliche Wüste, eine wirkliche, echte Wüste im verwegensten Sinne des Wortes! Sand und immer wieder Sand! Meilenweit kein Baum und Strauch. Nur stellenweise auf dem zwischen

der den Seestrand in einer Entfernung von ca. 30 Schritten seiner ganzen Länge nach parallel laufenden 15–40′ hohen Vordüne und den hohen Binnendünen gelegenen flachen, nur von kleinen, einige Fuss hohen Erhebungen unterbrochenen sogenannten „Kupstenterrain“ treffen wir einen äusserst dürftigen, kaum bemerklichen Graswuchs an. Haffwärts erhebt sich, von der Seeseite sanft aufsteigend, nach der Haffseite zu oft überraschend steil abfallend, die Binnen- oder Wanderdüne, die von Sarkau an bis zur Nordspitze der Nehrung einen, nur an wenig Stellen unterbrochenen, wellenförmig verlaufenden Zug darstellt, dessen höchste Gipfel bis zu 200 Fuss über den Meeresspiegel emporragen. Es sind die höchsten Dünen der ganzen Welt!

Heiss brannte die Augustsonne vom wolkenlosen Himmel auf uns hernieder, als wir in die Wüste hineintraten. Ringsum Totenstille und Sonnenbrand. Links von uns am westlichen Rande der „Platte“ bezw. des Kupstenterrains die Vordüne, die uns den Blick auf's weite Meer verbirgt, rechts der hohe Wall des Dünenkamms, auf beiden Seiten und vor uns nichts als Sand, der blendende lose Sand, in den wir bis an die Knöchel einsinken, Fussspuren zurücklassend, die erst der nächste Wind wieder verwehen wird. Unwillkürlich haftet der ermüdende Blick an der in schreckhafter Ruhe aufsteigenden völlig kahlen und in trostloser Öde und schier endlos scheinender Ausdehnung sich nordwärts ziehenden Dünenkette, jenseits welcher das Haff liegt. Es ist eine wunderbare Welt, in die wir hineingeraten sind, wir, die einzigen Menschen weit und breit. Ein eigentümliches Gefühl von weltverlassener Einsamkeit überkommt uns. Wie, wenn in dieser Wüste, über welcher das Schweigen des Todes zu lagern scheint, uns irgend ein Unfall zustiesse, der das Weiterwandern unmöglich machte? Wir wären verloren! Rettungslos dem Verhungern und Verschmachten preisgegeben! Vielleicht würde nach Jahren unser bleichendes Gebein von einem der wenigen Reisenden, die diese Wüste durchwandern, aufgefunden werden. Doch hinweg mit solchen Gedanken! Wir verstatten es den Wüstengeistern nicht, mit uns ihr ängstlich Spiel zu treiben. Also vorwärts! Keuchend, schwitzend und triefend waten wir durch den heissen Sand; der letzte Schluck aus unserer Feldflasche vermag nur auf kurze Zeit das quälende Gefühl des Durstes zu bannen. Wir werden recht matt, namentlich mein rundlicher Freund K., der sich immer mehr als wahrer Schwitzkünstler entpuppt. Lange gehts so nicht weiter. Darum schräg links hinüber zur Vordüne und über sie hinweg hinab zum Meeresstrande. Ja, das Gute hat die preussische Wüste doch vor allen anderen voraus, dass es von ihr bis zu den kühlenden Fluten nicht eben weit ist. Schnell sind die durchschwitzten Kleider abgeworfen und zum raschen Trocknen auf den heissen

Sand am Strande ausgebreitet. Welch köstliche Erfrischung und Erquickung bietet uns nun das labende Bad in der heute spiegelglatt ruhenden See! Gekräftigt und mit neuem Mut beseelt setzen wir nun unsere Wanderung fort. Wir müssen doch nun einmal die Nehrung von Westen nach Osten durchqueren.

Profil der Nehrung zwischen Sarkau und Rossitten.

Da führt uns der Weg erst über den ca. 30′ breiten, flachen, mit Steingeröll und allerhand Seeauswurf bedeckten Strand, über die mit Dünengräsern bepflanzte, sorgsam gepflegte Vordüne hinweg auf die fast völlig ebene „Platte", die stellenweise in das etwas unebenere „Kupstenterrain" übergeht. Die einzige Spur menschlicher Thätigkeit bildet hier die über die Nehrung verlaufende Telegraphenleitung von Cranz nach Memel. — Nun gilt es, auf das Sandgebirge der Nehrung, die Hauptdüne, emporzusteigen. Vor derselben, an der Seeseite, treffen wir eine, etwas dunkler gefärbte, völlig horizontale Fläche an. Wohlthuend berührt es uns, dass wir darauf sehr bequem gehen können, denn sie bietet unseren Tritten eine feste Grundlage. Doch kaum haben wir einige Schritte gethan und noch eben hat der eine Fuss festen Grund und Boden unter sich gefühlt, da bringt der nächste Schritt den anderen in den gefürchteten Triebsand hinein. Wir sind im Nu bis weit über die Knöchel da hineingeraten und werden wie von einer dämonischen Macht darin festgehalten. Der Boden, der so unvermittelt und plötzlich unter uns nachgegeben und uns hat einsinken lassen, lagert sich mit bleierner Schwere über und um den eingesunkenen Fuss. Wie auf Kommando sperren wir vor Schreck den Mund auf und strampeln nach Leibeskräften, um auf den festen Boden zurückzukommen. Mit grosser Anstrengung gelingt es uns auch, und nun sehen wir an der gefährlichen Stelle Wasser hervortreten, mit welchem sich der umgebende Sand zu einem dicklichen Brei mischt. Also das ist Triebsand, der Dämon der Nehrung, der schon so viel Unglück angerichtet, so viel Opfer an Tier- und Menschenleben gefordert haben soll? Da können wir wohl noch von grossem Glück sagen, mit dem blossen Schreck und kaum geretteten Stiefeln davongekommen zu sein? Nun, ich muss allerdings offen bekennen, dass es für uns ein beängstigendes Gefühl war, auf einmal so herniedergezogen und

festgehalten zu werden. Auch hatten wir schon vorher so viel Fürchterliches von dem Triebsande der Nehrung gehört und waren so eindringlich vor ihm gewarnt worden, dass unser Schreck wohl begreiflich war, obwohl wir sonst keineswegs für Furchthasen gelten können. Ja wie viel Schauergeschichten sind schon vom Triebsande erzählt — und ernstlich geglaubt worden! So schreibt der sonst doch so zuverlässige und gewissenhafte Otto Glagau in seinem jetzt recht selten gewordenen hochinteressanten Buche „Litauen und die Litauer“ (Tilsit 1869) auf Seite 202: „Im Anfang dieses Jahrhunderts versank zwischen Schwarzort und Memel eine vierspännige Postchaise mit Pferden und Passagieren, und nie ist wieder eine Spur von ihr entdeckt worden. In den zwanziger Jahren versank die Tochter eines Beamten aus Memel vor den Augen ihrer Gespielinnen, und trotz aller Nachgrabungen, die man alsbald anstellte, ist ihr Leichnam nicht aufzufinden gewesen. Mancher Reisende blieb verschollen, bis er nach langen Jahren durch Zufall wieder zu Tage kam. So entdeckte ein alter Postillon in der Nähe von Sarkau bleichende Knochen, die der Wind freigelegt hatte. Er begann zu graben und legte das völlig unversehrte aufrecht stehende Gerippe eines Pferdes bloss, und neben ihm, genau in der Verlängerung des Tieres, das langgestreckte (?! F. L) Skelett eines auf dem Gesichte liegenden Menschen, dessen Arme tief in den Sand gewühlt waren und die grässliche Todesart bekundeten, welche den Reiter einst betroffen hatte. Er war, als das Pferd tiefer und tiefer einsank, über den Kopf desselben hinweggerutscht und mit den Händen voran auf die trügerische Triebsanddecke gefallen, die ihm keinen Stützpunkt mehr bot.“ Schauerlich! Nicht wahr? Nur schade, dass keine Namen und vor allem keine Quellen genannt sind! Und wie mit diesen obenerwähnten Schauergeschichten verhält es sich auch mit den vielen anderen, die sonst mündlich und gedruckt, namentlich als Zeitungsmastenten über den Nehrungstriebsand so fleissig kolportiert und um so williger geglaubt werden, als ja das Rätselhafte und Geheimnisvolle und dabei Furchtbare erfahrungsmässig nur zu leicht Glauben findet im Volke. Historisch bewiesen und urkundlich beglaubigt ist keine einzige dieser Schreckensmärlein. Ich gebe, nachdem ich selbst wiederholt nähere Bekanntschaft mit dem berüchtigten Triebsande gemacht und mich an die besten Kenner, die jahrzehntelang auf der Nehrung gewohnt und ihre Natur in- und auswendig kennen gelernt haben, gewandt habe, wohl zu, dass Tiere, wie Rinder und Pferde, im Triebsand umkommen können und wohl auch hin und wieder thatsächlich umgekommen sind; denkbar wäre es auch vielleicht für einen seiner Sinne oder normalen Leibeskräfte nicht mehr mächtigen Menschen, vielleicht auch für ein schwaches Kind, dass sie nicht imstande wären, sich aus dem Triebsande

wieder herauszuarbeiten; aber einem geistig und körperlich normalen Erwachsenen wird es immer möglich sein, schlimmstenfalls dadurch, dass er sich platt hinwirft und nun durch den flächenhaft verteilten Druck des ganzen Körpers sich herauswälzt. Als schlimmste Unfälle, die Menschen durch den Triebsand betroffen haben, sind verbürgt einmal jene Misère, die Kotzebue betraf, als er auf seiner russischen Reise mit seinem Wagen so tief in den Triebsand hineingeriet, dass die Pferde ausgespannt und der Wagen ausgegraben werden musste, und dann jene Versäumnis, die der russische Bote, der die Nachricht von dem Siege bei Belle-Alliance nach Petersburg bringen sollte, dadurch ereilte, dass sein Pferd bei dem Ritt über Triebsandstellen durch Steckenbleiben das Bein brach und ebenso das Ersatzpferd. Durch den verschrieenen Triebsand braucht sich also niemand abschrecken zu lassen, die in so vielen Beziehungen hochinteressante, ja einzigartige Kurische Nehrung zu besuchen, die ja auch, seitdem der Verfasser dieser Zeilen seine reichen Beobachtungen und Erfahrungen in ornithologischen Fachzeitschriften*) publiciert hat, seit einigen Jahren von Ornithologen fleissig besucht und durchwandert wird. Die Natur des Triebsandes selbst ist ein bis jetzt noch ungelöstes Problem. Der Geologe Berendt giebt folgende Definition des Triebsandes: „Triebsand ist die Mengung von Wasser und Sand, in welcher die einzelnen Sandkörner derartig verschiebbar zu einander sind, dass die Berührung resp. Reibung derselben durch dazwischen getretenes Wasser ganz oder fast ganz aufgehoben ist, so dass sie unter dem Drucke irgend eines schweren Körpers verhältnismässig leicht ausweichen und hernach wieder zusammenfliessen.“ Damit ist nun zwar eine treffende Beschreibung aber keine Erklärung des Triebsandes gegeben. Wir erfahren nicht, weshalb die Sandkörner, deren spezifisches Gewicht doch schwerer ist als das des Wasser und die doch sonst darin zu Boden sinken, in diesem Falle frei darin schweben, also schwimmen. Um nun diese abnorme Erscheinung begreiflich zu machen und sie in Einklang mit den physischen Gesetzen zu bringen, hat man angenommen, dass den Quarzkörnchen des Triebsandes winzige Partikel fettiger bezw. öliger Substanzen tierischen oder pflanzlichen Ursprunges anhafteten, die

*) Ornithologische Monatsschrift des deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, Jhrg. 1891—95: F. Lindner, Ornithologisches und Anderes von der preussischen Wüste; ferner: F. Lindner und C. Flöricke, Zur Ornis der Kur. Nehrung in den „Mitteilungen des ornithologischen Vereins (Die Schwalbe) zu Wien 1893 (auch als Separatabdruck erschienen), kurze Nachträge hierzu von Dr. Flöricke; Dr. C. Flöricke, Vogelleben der Kurischen Nehrung im Ornithol. Jahrbuch, IV. Jhrg.; von demselben: Jahresberichte des ornithol. Vereins zu Rossitten im Journal für Ornithologie von Cabanis; Nachträge von beiden Verfassern in „Orn. Monatsberichte“ von Reichenow 1893.

durch ihr spezifisch leichteres Gewicht dem an sich schwereren Sandkorn etwa in der gleichen Weise das sich in der Schwebe Halten oder auch Schwimmen im Wasser ermöglichen, wie ein um eine Stein- oder Bleikugel gelegter Korkring von entsprechender Grösse. Aber die mikroskopische sowie die chemische Untersuchung hat für die thatsächliche Grundlage dieser hübschen Hypothese kein Resultat ergeben. Es bleibt also bis auf erfolgreichere Forschungen der Triebsand eines der Naturwunder, an denen die preussische Wüste so reich ist.*) — Schreiten wir

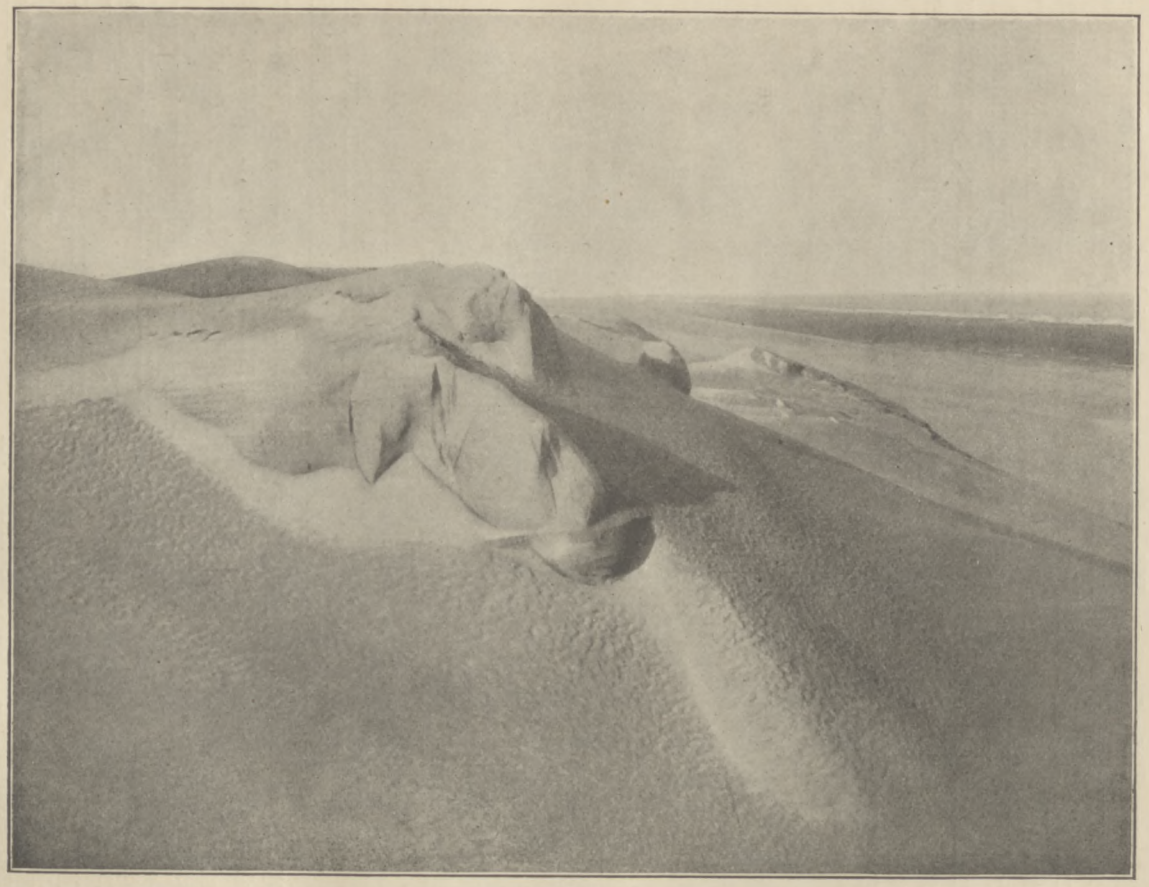
*) Anmerkung. Die Behauptung, dass die Natur des Triebsandes ein noch ungelöstes Problem sei, wurde mir von Herrn Eller-Glückstadt in einer auf meinen Artikel „Dünenbilder" in Heft 13 von Reclams „Universum" (1897/8, S. 1209—22) bezüglichen Zuschrift bestritten. Herrn Ellers Argumente zur Erklärung des Triebsandes sind folgende: Der Sand ist nichts anderes als zerstückeltes Gestein, die ursprünglich crystallinische Gestalt ist nach und nach durch Reibung und Abschleifung verloren gegangen, und nun ist die Kugelform hervorgetreten; je feiner der Sand ist, desto mehr Hohlräume finden sich zwischen den Sandkörnchen, denn eine Kugel wird nur an 6 Punkten von den sie rings umgebenden anderen Kugeln berührt. Die Hohlräume (richtiger Zwischenräume) sind beim Triebsand mit Wasser gefüllt. Je feiner der Sand, desto grösser verhältnismässig sein Volumen im Verhältnis zu seinem Eigengewicht. Das Eigengewicht der Sandkörnchen nähert sich so dem Gewicht des Mediums, d. i. des Wassers, und wird schliesslich in demselben „triftig". „Denkt man sich den Sand so gross wie Marmelkugeln (mit denen die Kinder spielen), wird er nicht triftig sein, wird aber schwere Gegenstände, wie Schiffe, in sich einsinken lassen, wenn auch langsamer. — Warum sahen wir nach dem Ausbruch des Kratakaua (Krakatoa) 1883 noch über ein Jahr eine rote Färbung in unserem Dunstkreis? Es war die himmelhoch hinausgeschleuderte feinste Asche, die so fein verteilt, mit so viel Hohlräumen versehen war, welche mit Gasen erfüllt alle Adhäsion verlor, ein so grosses Volumen, ein so geringes Eigengewicht erhalten hatte, dass sie selbst in der dünnen Luft sich so lange schwebend erhalten konnte, bis sie vom Gase befreit, dichter geworden, dem Gesetze der Schwere folgend, niederfiel. Die schwerere Asche fiel damals unter anderem auch auf das Verdeck der Schiffe in der Sundastrasse fusshoch nieder." Ferner erinnert Herr Eller daran, dass geschlagenes Eiweiss, welches ungeschlagen im Wasser untersinke, durch die Verringerung der Adhäsion der einzelnen Moleküle, durch Vergrösserung des Volumens und entsprechender Verminderung des Eigengewichtes auf dem Wasser schwimme, ja sogar (wie die Seifenblase) in der Luft schwebe. — So dankbar nun jeder Forscher für die Lösung eines bislang ungelösten Problems sein muss, so muss ich doch bekennen, dass ich durch diese Eller'sche Beweisführung nicht überführt bin und dass durch sie meines Erachtens das Problem des Triebsandes noch nicht gelöst ist. Ich muss vielmehr dagegen folgendes bemerken: Allerdings verhält sich der Rauminhalt zweier Körper zu einander wie der Kubus ihrer Radien, ihre Oberfläche dagegen wie das Quadrat ihrer Radien, weshalb, da die Angriffsfläche der kleineren Körper also für treibende, bewegende Gewalten (Wind, Wasserstrudel, Stoss etc.) verhältnismässig viel grösser ist als die der grösseren, kleinere Körper aus gleichem Stoff viel leichter fortbewegt, gehoben werden können als grössere. Daher erklärt es sich, dass Staub leicht vom Luftzug emporgewirbelt wird und langsamer sinkt — auch im Wasser! – als grössere Sandkörnchen. Aber wo das Moment der Bewegung, also einer treibenden Kraft, fehlt, kommt doch nur das spezifische Gewicht in Betracht. Nun ist aber auch das kleinste Sandkörnchen, das im bewegten, also auch bewegenden Wasser sehr leicht fortgeschoben und nach oben bewegt werden und sich so lange im Wasser schwebend erhalten könnte, spezifisch schwerer als das Wasser,

nun an einer sicheren Stelle des Triebsandes, dessen Tragfähigkeit wir am besten dadurch prüfen, dass wir mit einem Stocke vor uns in die Oberfläche hineinstecken, um zu sehen ob Wasser durchdringt oder ob die oberste Kruste trocken bleibt und dann uns tragen wird, hinüber, so gelangen wir an den Fuss der Hauptdüne, die sanft — in einem Winkel von 15—30° aufsteigt bis zu einer Höhe von 200 Fuss. Es mögen immerhin 10 bis 15 Minuten vergehen, ehe wir oben anlangen, denn wir können nur sehr langsam vorwärts dringen. Aber wir haben auch während des Aufstieges gar mancherlei zu beobachten. Da fällt uns zunächst noch ziemlich unten ein mehrere Zoll hoher schwarzer Streifen (s. Abb. S. 22) im gelblich weissen, unmittelbar nach dem Regen dunkler erscheinenden Sande auf. Es ist alter Waldboden, in dem sich auch noch hie und da ein Baumstubben erhalten hat als letzter Rest eines einst üppig grünenden Waldes, der allmählich durch seinen Todfeind, den eindringenden Flugsand, zum Absterben gebracht und begraben wurde. An einigen Stellen finden sich sogar zwei solcher Streifen über einander. Auch abgesehen von diesen Vegetationsreliquien früherer Zeiten nehmen wir manches in die Augen Springende wahr. Zunächst die feinen, wellenförmig verlaufenden, amphitheatralisch aufeinanderfolgenden Abstufungen**) des Sandes, die ihren Ursprung dem Zusammenwirken von Wind und Regen zu verdanken haben und in ihrer Bildung an diejenige der Schneewehen erinnern, die wir bei heftigem Wind im Winter an Bergabhängen oder auf Dächern sehen. Überhaupt neigen, wie auch aus den Illustrationen nach photographischen Aufnahmen zu ersehen ist, loser Flugsand und loser Schnee zu sehr ähnlichen Formationen. Die Ähnlichkeit ist oft

---

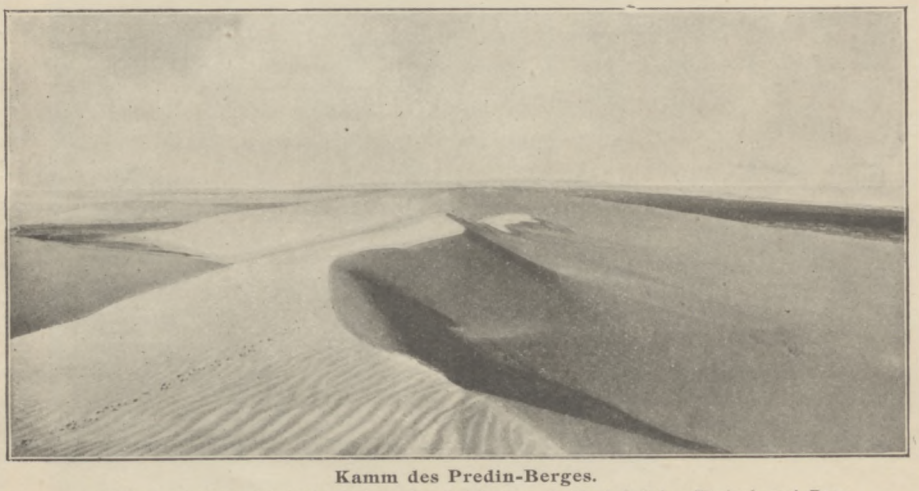
müsste also in ruhig gewordenem Wasser bald zu Boden sinken. Der sandige Bodensatz sättigt sich mit Wasser, d. h. nimmt so viel Wasser in den kleinen Zwischenräumen zwischen den Sandkörnchen auf, bis diese Zwischenräume ausgefüllt sind. Je kleiner die einzelnen Schlammpartikelchen sind, um so reichlicher wird die Sättigung mit Wasser, um so weicher und feiner wird der Schlamm sein. Ist aber das Maximum der Sättigung erreicht, dann wird das Wasser über dem Schlamm stehen, wie man sich sehr leicht durch das Experiment mit der Mischung von Sand und Wasser in einem Glase überzeugen kann. Da das Wasser des Triebsandes nicht bewegt, sondern still stehend ist, und da das spezifische Gewicht des Sandes darin weder durch anhaftende Öl- und Fettteilchen noch durch innewohnende Gase aufgehoben ist, da überdies die Körnchen des Triebsandes nicht so überaus klein sind, dass sie sich längere Zeit im Wasser schwebend erhalten müssten, so bietet die auffallende Thatsache, dass beim Triebsand trotzdem eine solche gegenseitige Durchdringung und Mischung von Sand und Wasser stattfindet, dass der mit Wasser übersättigte Sand nicht zu Boden sinkt und das Wasser nicht darüber steht, in der That ein noch ungelöstes Problem.

**) Schumann fand bei der Messung solch einer Sandwelle, die gewissermassen eine Düne en miniature repräsentiert, die Breite 3 Zoll, als Steigungswinkel 7½, als Fallwinkel 38 Grad.



Der Predin-Berg (Kuppe).
(Nach d. photogr. Originalaufnahme der Hofphotogr. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.)

genug eine geradezu überraschende. Vielfach nimmt man auch eine Querwellung wahr, wie sie auf der Oberfläche vom Wasser zu beobachten ist, das kurz nach einander von Winden aus verschiedenen Richtungen bewegt ist. Bei günstiger Beleuchtung, namentlich aber nach vorherigem Regen, hebt sich jede Unterbrechung, jede Abhangsebene von der unter einem anderen Winkel niedersteigenden scharf und deutlich ab, während bei trockenem Wetter und hellem Sonnenschein alles in einem monotonen, unterschiedslosen Gelblichweiss erscheint, das nicht nur das Auge angreift, sondern auch den Massstab für Grösse und Entfernung vermissen lässt und so zu auffallenden optischen Täuschungen Anlass bietet.



Kamm des Predin-Berges.
(Nach d. photogr. Originalaufnahme der Hofphotogr. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.)

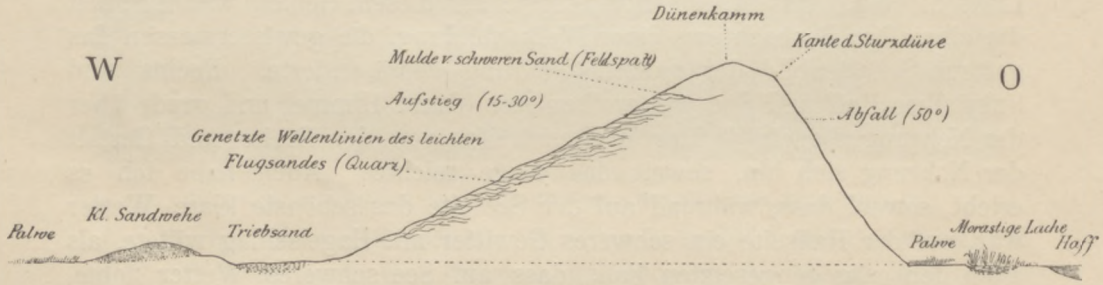
Ich will nur zwei selbsterlebte, aber auch recht drastische erwähnen. Im Jahre 1888 fand eine Masseneinwanderung des in den asiatischen Steppen heimischen Steppenhuhnes statt, deren damals alle Tageszeitungen Erwähnung thaten. Wenn irgend wo, dann mussten in der preussischen Wüste diese asiatischen Gäste anzutreffen sein. Und richtig: als wir auf die rundliche Kuppe des ersten Dünenbergs gelangten, bemerkten wir in einiger, im blossen Sande freilich schwer abzuschätzenden Entfernung eine Anzahl rundlicher, gelblichbrauner Körper, die wir für niedergeduckte Steppenhühner ansahen. Vorsichtig schlichen wir uns näher, den Krimstecher am Auge. Nichts regt sich. Also noch näher heran! Da auf einmal stehen wir wenige Schritte vor — verzeihen Sie die historische Genauigkeit! — nun, vor Pferdeexkrementen! Ein andermal, als wir in grösserer Gesellschaft eine NB. vierspännige Wagenfahrt von Rossitten nach Nidden machten, bemerkte ich am Fusse der Dünenkette ein sich bewegendes Etwas, das ich — und mit mir die ganze Reisegesellschaft —

nach den undeutlich erkennbaren Conturen für einen am Boden sitzenden Falken hielt. Ich lasse halten, steige ab und gehe mit dem Gewehr in der Hand darauf los, um ihn womöglich für meine Sammlung zu erlegen. Die Entfernung schien gar nicht zu gross zu sein, blieb aber, obwohl ich inzwischen schon mehrere Hundert Schritt in derselben Richtung gegangen war, doch anscheinend dieselbe. Erst nach weiterem Vorrücken erkannte ich in dem vermeintlichen Falken — einen Mann, der damit beschäftigt war, einen Baumstubben des früheren, jetzt von der hohen Düne überdeckten Waldes auszuroden! Die nunmehrige Distanz betrug immer noch mehrere Hundert Meter! Dass bei solcher Bodenbeschaffenheit und bei der Lage der Nehrung zwischen zwei grossen Wassern auch die Erscheinung der Fata morgana keine seltene ist, ist eigentlich selbstverständlich. An die Fata morgana erinnert auch eine an stillen Sommertagen fast täglich zu machende Beobachtung: Es scheint, als ob die in das Haff vorgeschobenen „Haken", Querausläufer der Dünenkette, ganz oder zum Teil frei in der Luft schwebten. Ihre Erklärung findet diese eigentümliche Erscheinung in der Reflexion der Lichtstrahlen von dem glatten Wasserspiegel des Haffs und einer für die optische Wirkung günstigen Luftströmung und einem adäquaten Feuchtigkeitsgehalt gewisser Luftschichten. Das Allermerkwürdigste auf diesem Gebiete war für mich die einmalige Beobachtung einer Wolkenbildung, die gewissermassen das getreue Schattenbild der ganzen Nehrung repräsentierte. Rechts und links über Haff und See war wolkenloser blauer Himmel und grade über der Nehrung zog ein dichter Wolkenstreifen von der Breite und Gestalt der Nehrung sich hin, soweit das Auge reichte! Auch habe ich es erlebt, sowohl dass, während auf der Seeseite das schönste klare Wetter war, auf der Haffseite ein schweres Gewitter mit Hagelschlag wütete, als auch den entgegengesetzten Fall, dass auf See schweres Wetter tobte, während die Haffseite sich des lachenden Sonnenscheins und eines angenehmen leichten Luftzuges zu erfreuen hatte. Um die Nehrung in ihrer wilden Schönheit und schreckhaften Erhabenheit kennen zu lernen, muss man sie im Aufruhr der Elemente sehen, wenn Meer und Sturm wie wahnsinnige Riesen sich gegen sie erheben und sie zu vernichten drohen. Das sind die Tage, namentlich zur stürmischen Herbstzeit, in denen die Nehrung von Stunde zu Stunde ihr Aussehen und ihre Gestalt ändert und die gewaltige Wirkung solcher elementarer Thätigkeit tönt uns entgegen und tritt in Erscheinung in dem mit vollem Rechte weit und breit genannten, in seinem Wesen aber noch von den wenigsten recht verstandenen

Wandern der Dünen.

Die Düne „wandert" nicht etwa, indem sie als kompakte Masse wie der Gletscher fortrutscht, oder wie die Lawine fortrollt; das Wandern der

Dünen geschieht auch in ganz anderer Weise als die durch saekulare Hebungen und Senkungen hervorgerufenen Veränderungen der Meeresufer. Vielmehr versteht man unter dem „Wandern der Düne“ diejenige Veränderung ihrer Lage und Form, die dadurch verursacht wird, dass der — vorwiegend von Westen wehende — Wind den vom Meere ausgeworfenen und dann an der Luft getrockneten Sand da, wo er sich zu grossen Sandbergen d. h. Dünen angesammelt hat, so in Bewegung setzt, dass er durch den starken Druck des Windes die seewärts gelegene Dünenböschung hinaufgeführt wird, um nun auf der anderen Seite vermöge der eignen Schwere wieder hinab zu rollen. Bei schwächerem Winde wird sich natürlich nur am Fusse der Düne der über das Plateau getriebene lose Sand stauend ansetzen und so die Düne selbst seewärts vergrössern; bei starkem Winde dagegen treibt der Luftdruck die Sandkörnchen die Böschung hinauf. Langsam rieseln die Sandmassen bergauf, um auf der anderen Seite in langsamen oder auch bei steilerem Abfall in schneller fliessenden Streifen oder auch breiteren Flächen wieder bergabzurollen. (Der gewöhnliche Abfallwinkel beträgt durchschnittlich ca. 30 °, steigt aber bei der „Sturzdüne“ durch die Gegenwirkung des Ostwindes bis 50 °; ja, es kommen selbst fast senkrechte Abfallwände vor.)

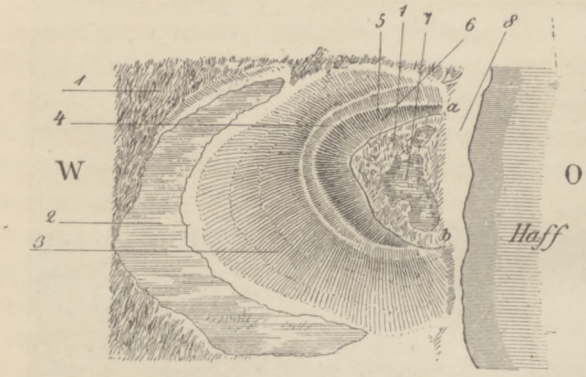


Profil einer Sturzdüne.

Dabei wird natürlich die Querschnittskontur der Düne haffwärts verschoben, indem das, was auf der Seeseite von der Oberfläche losgelöst, gewissermassen aufgerollt und abgetragen wird, auf der entgegengesetzten Haffseite zur Abrieselung bezw. nach eingetretenem Stillstand der Bewegung zum Ansatz gelangt. Bei heftigem Sturm ist auch die Bewegung des Flugsandes eine entsprechend lebhaftere; da vollzieht sich das Hinauf- und Herabrollen („Fliessen“) der schwereren Quarzkörnchen*) in rascherem Tempo, während die leichteren kleineren sogar vom Winde emporgehoben und in Gestalt einer wirbelnden Sandwolke weiter geführt werden. Vom

*) Der Flugsand der Dünen besteht zu 90—95% aus Quarz; der Rest enthält auch Feldspat und Knollensand.

Fusse der Düne aus gesehen macht diese Bewegung den Eindruck, als sei die Kuppe in eine gelblich graue Rauchwolke gehüllt. Die Höhe dieser Wolke wirbelnden Sandes kann Mannesgrösse überschreiten. Ich habe mich auf der Höhe der Düne bei Sturm in solche mit vernehmbarem Knirschen und singendem Klirren rauschende Sandwolke hinein begeben, mir binnen wenigen Minuten bei stehender Stellung die Füsse bis über die Knöchel übersanden lassen und mich dann platt hingelegt, indem ich zum Schutze die Augen schloss und die Ohren verstopfte; nach kurzer Zeit war ich fast völlig im wandernden Flugsande begraben. Bei anhaltendem Sturm ist die Veränderung der Gestalt der Dünen und des Verhältnisses ihrer Lage zum festen Boden sowie zu dem Haffufer eine ganz bedeutende. Hat die Wanderdüne erst das Haffufer erreicht, so wird dieses selbst zurückgeschoben: Der Sand „ersäuft sich" im Haff und drängt dieses Schritt für Schritt zurück. Würde dem Wandern der Düne kein Einhalt



Der schwarze Berg (circusförmige Sturzdüne) **bei Rossitten** aus der Vogelschau.

1 Palwe, 2 Triebsand resp. Dünenlache, 3 Aufstieg, 4 Dünenkamm, 5 Kante, 6 Abfall der Sturzdüne, 7 Morastige Lache, 8 Haffstrand, a und b „Hörner" der Circusdüne.

Düne bei Pillkoppen.

(Nach d. photogr. Originalaufnahme der Hofphotogr. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.)

gethan, so würde nach und nach das Haff völlig versanden. Die Folgen wären unberechenbar! Für die Nehrung selbst wäre die Folge: die Ver-

nichtung der Ortschaften, die wiederum nach sich zöge die Entvölkerung und das Aufhören des ökonomischen Nutzens des Landstriches sowie der Mangel jeglicher Hilfeleistung bei Schiffsunglücksfällen am Seestrande; für das Haff aber käme die Fischerei, die jetzt Tausende ernährt, in Wegfall. Nach den in den Jahren 1841—61 festgestellten Messungen betrug das Vor-

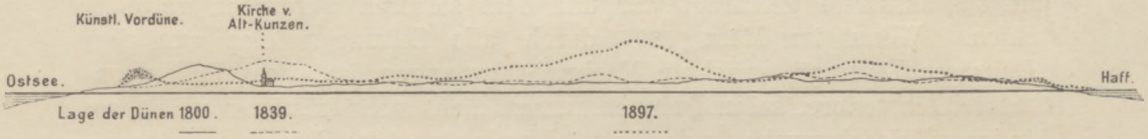
Begräbnisstätte an der Düne bei Pillkoppen.
(Nach d. photogr. Originalaufnahme der Hofphotogr. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.)

rücken der Dünen an den verschiedensten Stellen pro anno $2^3/_4$—$36^1/_2$ Fuss, im Jahresdurchschnitt also 18′. Das Maximum des Wachstums durch sogenannte „Haken" = in das Haff hinein vorgeschobene Sandberge betrug in 24 Jahren $12^1/_2$—$37^1/_2$′, also im Durchschnitt $26^1/_2$′. Prof. Bezzenberger hat nach den bis jetzt vorliegenden Messungen und Beobachtungen für die einzelnen Stellen die Zeit berechnet, in welcher unter der Voraussetzung einer regelmässigen, unaufgehaltenen jährlichen Wanderung von 17′ die heutigen Dünen im Haff liegen würden und dafür für die nördliche Hälfte der Nehrung Zeiträume von 184—480 Jahren, im Durchschnitt also 213 Jahre, für die südlichere Hälfte 78—522 Jahre, im Durchschnitt also 217 Jahre ausgerechnet. Die Rechnung aber wird illusorisch durch die Dünenkultur, die das Wandern der Dünen aufhält, ja stellenweise bereits schon zum völligen Stillstand gebracht hat. Ehe wir uns diesem hochinteressanten Kapitel zuwenden, wollen wir zum besseren Verständnis und zur gerech-

teren Würdigung des durch die heutige Dünenkultur errungenen grossartigen Sieges des menschlichen Geistes und menschlichen Fleisses über roh waltende Naturmächte einen Blick thun in die Geschichte der durch Versandung

untergegangenen Ortschaften.

Während es heute noch 8 bewohnte Dörfer — die Försterei Grenz im Süden und die Niederlassung Süderspitze im äussersten Norden der Nehrung sind dabei nicht mitgezählt — giebt, die ausnahmslos am Haff liegen, kennt man aus historischer Zeit nicht weniger als 7 bezw. 8 Dörfer, die durch Versandung untergegangen sind. Ihre Lage ist uns bekannt teils aus der lebendigen Tradition, teils aus noch vorhandenen Resten oder aber endlich aus den früheren Karten; die Quellen für ihre Geschichte hat der gründliche Gelehrtenfleiss des Professor A. Bezzenberger nachgewiesen, dessen vortreffliches Werk jedem, der eingehender über die Kurische Nehrung orientiert werden will, als es im Rahmen dieser Arbeit geschehen



Lage der Dünen bei Alt-Kunzen i. J. 1800, 1839, 1897.

kann, nur auf das angelegentlichste empfohlen werden muss. Die älteste Karte von der Kurischen Nehrung, die wir besitzen, ist die von dem Königsberger Pfarrer Caspar Henneberger aus dem Jahre 1597. Da ist die Nehrung kürzer, weniger versandet und mehr bewaldet, als sie es heute ist, dargestellt. Von Süden nach Norden bietet die Karte folgende Namen: Falkenhaide, Sarkau, Kaallandt, Kuntzen, Rossitten, Gausutte, Neustadt, Niden, Grawaiten, Negeln, Schwarzort. Davon sind als Bezeichnungen bestimmter Örtlichkeiten, die aber keine Dorfniederlassung aufzuweisen hatten, drei, nämlich Falkenhaide, Kaallandt und Gausutte auszuscheiden, sodass am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Ortschaften Sarkau, Kuntzen, Rossitten, Neustadt, Niden (jetzt Nidden) Grawaiten (- das spätere Karwaiten), Negeln und Schwarzort den Dorfbestand der Nehrung ausmachten; ja es ist sogar noch fraglich, ob das von Henneberger textlich (1595) nur als „Ort in das Haff an der Kur. Nehrung" erwähnte Schwarzort ein bereits bewohnter, angebauter Ort gewesen ist; denn erst 1684 ist es als kleines Dorf auf einer späteren Karte ausdrücklich verzeichnet. Von den auf der Hennebergerschen Karte angegebenen Dörfern sind untergegangen: Kunzen (1825), Neustadt (wahrscheinlich um 1600), Grawaiten-Karwaiten (1797) und Negeln (und zwar Alt-

negeln zwischen 1673 und 1728, Neunegeln 1846); sie sind aber nicht die einzigen untergegangenen Dörfer der preussischen Wüste. Auch spätere, im 17. Jahrhundert gegründete Niederlassungen haben dasselbe traurige Schicksal erfahren müssen; so das etwa um 1625 angelegte, zuerst 1664 im Kirchenbuch von Cuntzen und Sarkau erwähnte, zwischen Sarkau und Kunzen gelegene Lattenwalde, das 1762 zu existieren aufhörte, nachdem es schon vorher (1758) durch die Russen und (1759) durch eine Seuche schwer hatte leiden müssen; ferner das zwischen Rossitten und Pillkoppen gelegene, um 1660 angelegte und bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts völlig versandete, von der heutigen Nehrungsbevölkerung fast gänzlich vergessene Dorf Preden. 1839 wurde das letzte Haus von Neupillkoppen, welcher Ort aus Translocierung des früheren Neustadt oder Alt-Pillkoppen entstanden war, wegen völliger Versandung abgebrochen und sein Eigentümer zog nach dem jetzigen Pillkoppen, das noch im Jahre 1888 von der steilen Sturzdüne, die bereits mit ihrem östlichen Fusse die ersten Häuser erreicht hatte und nur noch eine kurze Strecke vom Haff entfernt war, auf das äusserste gefährdet war und dem sicheren Verderben geweiht schien. Wenn im März 1897 durch alle Zeitungen eine aus der „Danziger Zeitung" entlehnte Nachricht gegangen ist, dass Pillkoppen thatsächlich verloren sei und binnen kurzem nicht mehr existieren werde, so bin ich glücklicherweise in der Lage, das als eine fette Ente zu entpuppen. Ich wandte mich, als ich die mir höchst unwahrscheinlich klingende Nachricht las, sofort an die kompetenteste Auskunftstelle, an die Königliche Dünenbauinspektion in Rossitten und erhielt unter dem 21. März den amtlichen Bescheid, dass mit jener Nachricht irgend ein Spassvogel sich einen schlechten Witz gemacht und die Leser der Danziger Zeitung zum besten gehalten habe. Über die Zustände, die jetzt bei Pillkoppen bestehen, predigen vielmehr Fachleute und Laien, am meisten aber die Bewohner selbst fortgesetzt den Ruhm der Dünenverwaltung in allen Tonarten, und zwar mit vollem Recht! Denn noch vor wenigen Jahren schien das Gelingen des kühnen, in seiner Ausführung einfach grossartigen Versuches, dem Weiterrücken der riesigen Düne ein „bis hieher und nicht weiter" zu gebieten, sehr zweifelhaft. Jetzt ist der Riese gebändigt und das hochinteressante Pillkoppen bleibt erhalten. Noch jetzt benutzen die Pillkopper den alten Friedhof des früheren Neupillkoppen. Dieser Friedhof, etwa 2 Km. nördlich vom Orte am Haff gelegen und bereits auf der einen Seite von der Düne, (die dort noch nicht festgelegt ist) erreicht, wird gern von Malern und Ornithologen aufgesucht.*) — Die Geschichte

*) Die von den Hinterbliebenen der Begrabenen selbst gefertigten mit eingeschnittenen Inschriften versehenen Grabkreuze bezeichnen in einfacher Kreuzform: die Ruhestätte einer männlichen, in überdachter Form: die Ruhestätte einer weiblichen Person (Passarge.)

der untergegangenen Ortschaften ist im Grunde genommen immer dieselbe. Des Beispiels halber will ich daher nur die Schicksale eines dieser Dörfer etwas ausführlicher hier erzählen,*) und zwar des Dorfes, aus welchem der einzige berühmte Nehrungssohn, der im Jahre 1840 als Professor der Theologie und Konsistorialrat zu Königsberg verstorbene Martin Ludwig — oder wie er sich selbst nannte: Ludovicus Jedeminus-Rhesa, der Dichter der „Prutena“ (1809—1825) und Gründer des akademischen Stiftes Rhesianum, stammte.

Im Jahre 1569 hatte Karwaiten „ein Krugk und 19 Vischer“ — darunter einen „Kemrer“, 3 „Halbvischer“ und einen „Dienstboten“. Nachdem um die Wende des 17. Jahrhunderts die Karwaitener Kapelle versandet war, und die Bewohner kirchlich mit dem später gleichfalls versandeten Negeln, ja selbst eine Zeit lang mit Memel verbunden gewesen waren, erhielt der Ort 1741 einen neuen Pfarrer, der es aber bei einem Jahresgehalt von 70 Thalern nur 2 Jahre dort aushalten konnte. 1753 wurde abermals ein Pfarrer in Karwaiten und zwar diesmal mit 300 Thaler Jahresgehalt und freier Feuerung angestellt, der nach seinem Tode (1764) vor dem Altar der 1748 vollendeten Kirche begraben wurde. Noch bei seinen Lebzeiten begann die Versandung des Ortes. 1766 versandete das dreizehn Jahre zuvor fertiggestellte Pfarrhaus, welches abgebrochen und 1777 an einer gesicherteren Stelle wieder aufgebaut werden musste. 1779 versandeten Kirche und Schule. 1786 musste die Kirche geschlossen werden. 1792 ist der Ort „beinahe ganz versandet“ und nur noch von 4 Fischerwirten bewohnt. Die Kirche wurde nach Schwarzort verlegt und 1795 eingeweiht. (Sie ist 1878 abgebrannt und durch eine neue ersetzt.) 1797 war die Versandung von Karwaiten vollendet. Die letzten Bewohner siedelten nach dem vier Meilen nördlich gelegenen Schwarzort über. Das traurige Schicksal seines Heimatdorfes hat Rhesa ergreifend besungen in seinem im Jahre 1797 gedichteten „versunkenen Dorf“:

„Weil, o Wanderer hier und schaue die Hand der Zerstörung!
Wenig Jahre zuvor sah man hier blühende Gärten.
Und ein friedlich Dorf mit sel'gen Wohnern und Hütten
Lief vom Walde herab bis zu des Meeres Gestade.
Aber anjetzt, was siehst du? Nur blossen Boden und Sand! — Wo
Ist das friedliche Dorf, wo sind die blühenden Gärten?
Ach dem Auge entfällt hier eine Thräne der Wehmut.
Siehst du dort die Fichte und eine ärmliche Hütte,
Vor dem Falle gestürzt, mit grauem Moose bewachsen?
Dies nur ist der traurige Rest von allem geblieben.
Hinter dem Walde empor hob steil ein Berg sich mit Flugsand,
Der die Tannenwipfel und weit die Flut überschaute,
Stürmend trugen die Winde am Hang und Gipfel den Sand ab

*) Nach Bezzenberger.

Und bedeckten den Wald, des armen Dörfchens Umschattung,
Ach kein sperrender Damm hielt jetzt den Vortritt des Berges,
Und allmählich verschlang er Teich' und Gärten und Häuser!
Neben dem Wald im Dunkel und Grau'n vieljähriger Eichen
Stand die Kirche des Dorfs, geziert nach älterem Volksbrauch,
Rings von Grabeshügeln umdrängt der friedlichen Toten.
Sieh dort ragt eine Spitze hervor, gerötet vom Spätlicht!
Hier versank die Kapelle. Dort rettete man die Geräte
Und den heil'gen Altar. Die frommen Bewohner des Eilands
Flohn zu anderen Dörfern mit den armseligen Resten,
Die sie dem Berge entzogen, zu bauen dort ihre Hütten.
Traurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geschehen,
Weiset die Stätte ihm noch, wo seine Väter gewandelt,
Tief versank ihr Gebein, und droben grünet kein Frühling."

Einen ergreifenden Eindruck macht es dem Wanderer, wenn er zum erstenmale an einen früher von der Wanderdüne übersandeten und durch das Darüberhinwegrücken derselben nun nach Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten wieder freigelegten Friedhof gelangt, der eine vorzeitige, schreckhafte Auferstehung gefeiert hat. Auf unserer Wanderung von Sarkau nach Rossitten wurde uns der Anblick solch eines Friedhofes zum erstenmale an den „Weissen Bergen" zu Teil. Weit hin bedeckten die bleichenden Knochen und Schädel die Sandfläche. An den tiefer gelegenen Stellen fanden wir noch Scherbenreste, verrostete Sargnägel und Bruchstücke von hölzernen, metallenen oder irdenen Gebrauchsgegenständen. In der schweigenden Wüste ein stummes und doch beredtes Memento mori!

Solcher alten Begräbnisstätten aus christlicher Zeit, d. h. aus der Epoche nach dem ersten Wirken des preussischen Ordens (seit 1225) sind im ganzen 5 bekannt; es würde jedoch keineswegs überraschen, wenn mit dem weiteren Vordringen der Dünen nach Osten noch mehrere zu Tage träten. Dem trüben Bilde der Verwüstung durch die Wanderdüne wollen wir aber nun ein erfreulicheres entgegenstellen.

Die Dünenbefestigung.

Wenn die gewaltige Verheerung durch das Wandern der Düne zum grossen Teile der sinnlosen Misswirtschaft früherer Geschlechter, die den natürlichen Schutz, den Wald, rücksichtslos vernichtet haben, zum Teil allerdings der vis major natürlicher Entwicklung der Wanderdüne zuzuschreiben ist, so konnte dem weiteren Umsichgreifen der Versandungsgefahr nur mit grossen und wirksamen Mitteln entgegengearbeitet werden. Not macht erfinderisch. Und so hat auch die Not der Nehrung, nachdem sie schon grosse Opfer gefordert hat, den sinnenden Menschengeist die Mittel und Wege finden lassen, die es verbürgen, dass bei ausgiebigem Gebrauch derselben mit der Zeit, wenn auch erst nach manchem Jahrzehnt, die Wanderdüne in ihrer ganzen Länge zum völligen Stillstand gebracht und

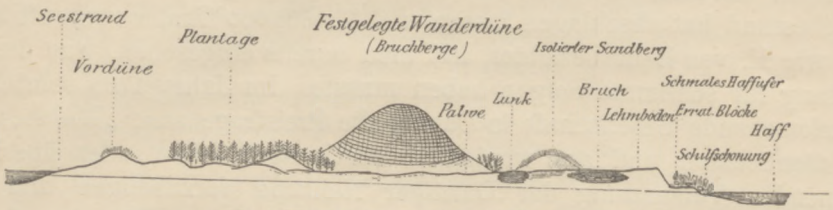
die jetzige Wüste wieder in eine blühende Landschaft verwandelt werden wird. Der modernen rationellen Dünenkultur, der dieser Sieg gewiss ist, sind in früheren Zeiten schon Bemühungen vorangegangen, die dem gleichen Zwecke dienen sollten. So wird urkundlich berichtet, dass schon im 15. und 16. Jahrhundert „gethemmt" wurde. Es wird sich hierbei um künstliche Schutzdämme an besonders gefährdeten Stellen des Seeufers gehandelt haben; unter Friedrich dem Grossen, der auf den Rat des Freiherrn von Korf in den Notzeiten des siebenjährigen Krieges den ganzen Waldbestand hat abschlagen lassen und für 800000 Thaler verkauft haben soll, wie H. von Behr berichtet, hat man bereits eingesehen, was die Entwaldung für schlimme Folgen haben musste. Im Jahre 1768 schrieb die naturforschende Gesellschaft in Danzig die Preisfrage aus: „Welches sind die dienlichsten und am wenigsten kostbarsten Mittel, der überhandnehmenden Versandung der Danziger Nehrung vorzubeugen und dem weiteren Anwuchs der Sanddünen abzuhelfen?" Diese Frage wurde von dem Wittenberger Professor Titius dahin beantwortet, dass der Nadelholzwald, weil auf Sandboden gedeihend, wieder hergestellt und dass zu seinem Schutze das in Dänemark vorkommende Sandrohr auf den Sanddünen angepflanzt werden müsse. Erst zehn Jahre später begann man, die Theorie in die Praxis umzusetzen und zwar zunächst nur auf der frischen Nehrung.

Die doppelte Aufgabe der Dünenkultur besteht nun darin:

1. Den von der See ausgeworfenen Sand, der im getrockneten Zustande vom Winde weitergeführt werden würde, in der Nähe des Strandes festzuhalten. Damit würde die Quelle des Übels verstopft, und diesem Zwecke dient die Vordüne;
2. Das Weiterwandern der Binnendünen zu hemmen.

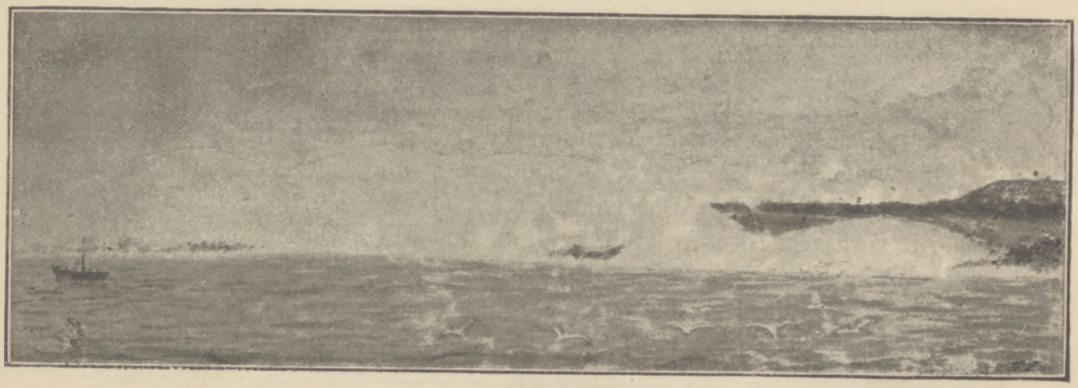
Die Vordüne, die jetzt als Schutzwall auf der ganzen Nehrung dem Seestrande in einer Entfernung von 20—30 Schritten parallel entlangläuft, verdankt ihre Entstehung dem aus Flechtwerk (Faschinen) gefertigten Fangzaun, an welchem der Sand sich staute. Hinter dem Flechtzaun, teils zur Sicherung desselben gegen den von der Seeseite her auszuhaltenden seitlichen Druck der sich anstauenden Sandmassen, teils zur notwendigen Erhöhung des Schutzwalles, ist dann so viel Sand aufgeworfen, dass der ganze Wall die nötige Stabilität und Widerstandskraft gegen etwaige Flutwellen erhielt. Dann erfolgte die Bepflanzung mit Strandhafer (Elymus arenarius) bezw. Strandroggen (Arundo arenaria). Diese im blossen Sande trefflich gedeihenden Sorten Gräser hemmen den Flugsand in seiner Bewegung und behaupten sich in demselben, indem der am Wurzelkopf liegende Ausgangspunkt für die langen Blätter durch Nachobenwachsen der Wurzeln sich genau der Höhe der Oberfläche anpasst.

In ähnlicher Weise wie die künstliche Vordüne sind auch isoliert liegende Sandberge, die auf der Mitte oder mehr nach dem Haff zu auf der Nehrung sich angehäuft haben, z. B. der Walgun bei Rossitten, mit diesen Sandgräsern bepflanzt worden. Im Jahre 1829 war die Vordüne in ihrer ganzen Ausdehnung von Cranz bis Süderspitze fertig gestellt. Nun wandte man sich der hochnotwendigen Befestigung der Binnendünen zu. Dieselbe erfolgte zuerst (1830 an den „Bruchbergen“ bei Rossitten) in der Weise, dass



Profil der Nehrung bei Rossitten.

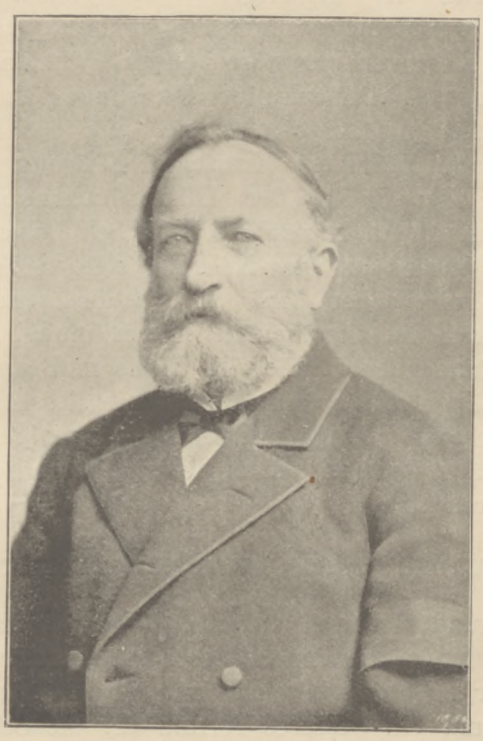
man zunächst die Bepflanzung von Dünengräsern vornahm, die doch erst eine Zeit zum Wachstum nötig hatten, und dann die Beforstung folgen liess. Der moderne Betrieb ist ein etwas anderer, zwar umständlicher und kostspieliger, aber rascher und sicherer zum Ziele führend. Er geschieht in der Weise, dass die festzulegende Düne mit Reisig bedeckt wird, zwischen welches in sich rechtwinklig schneidenden Linien Quarrés von



Blick auf die Nehrung vom Haff aus zwischen Sarkau und Rossitten.

senkrechtstehenden Fangzäunen befestigt werden. Wenn so zunächst die Oberfläche beruhigt ist, wird in der Mitte eines jeden Quarrés an Stelle des ausgehobenen Sandes Lehm und darauf Bagger- oder Moorerde als Nährboden für die nun einzupflanzende, sich zur Dünenkultur vortrefflich eignende nordische Krüppelkiefer (Pinus inops) gebracht. Dieser Nadel-

baum, der ebenso genügsam hinsichtlich des Bodens, als hart gegen Wind und Wetter ist, breitet nach allen Seiten strahlenförmig seine dichten Zweige nahe über dem Boden aus, dass nun der Wind den Sand nicht mehr emporwirbeln und weiterführen kann. In der Niddener Plantage steht eine solche Kiefer, die bei nur 5 F' Höhe ihres Stammes ihre Zweige zu einem Umfang von 30 Schritt ausgestreckt hat! Man kann in diesem Baume wohl mit Recht den rettenden Engel der Nehrung erkennen.



Dünenbauinspektor Epha in Rossitten.

Zu diesen eigentlichen Dünenkulturen treten die bei Sarkau, Rossitten, Nidden und neuerdings auch bei Preil angelegten Holzpflanzungen auf dem Planum zwischen Vor- und Binnendüne, die sogenannten „Plantagen", hinzu, die gemischten Bestand: Kiefern, Birken, Erlen, Aspen u. s. w. aufweisen und bereits einen mässigen Forstertrag ergeben. Bis jetzt ist freilich die Dünenkultur im wesentlichen noch Saat auf Hoffnung und trotz ihrer bisherigen lokalen Beschränkung — viele Meilen weit ist die Binnendüne noch nicht zur Befestigung in Angriff genommen — ein

überaus kostspieliges Werk. Hat doch - trotz der billigen Arbeitslöhne!*) die Dünenkultur in den Jahren 1865–82 nicht weniger als 441 274,86 M. verschlungen! Ja in dem einen Jahre 1888/89 sollen für die allerdings grossartige Kultur auf dem Petschberge bei Pillkoppen 2.0000 Mark erforderlich gewesen sein. Wenn diese enormen Opfer, die der Staat zur Erhaltung der armseligen Fischerdörfer aufbringt, auch in gar keinem Verhältnis steht zu den winzigen Steuerbeträgen, die er aus ihnen einzieht, so ist das Geld doch keineswegs verschwendet. Es wird sich durch den späteren Ertrag der bisherigen Wüste reichlich verzinsen und amortisieren, und es ist eine gesunde Staatsraison, jetzt diese Opfer für späteren Gewinn zu bringen. Es wäre nun im höchsten Grade undankbar, bei der Erwähnung der Dünenkultur des Mannes zu vergessen, dessen Lebenswerk sie ist und dessen Name mit der Rettung der von sicherem Untergange bedrohten Kurischen Nehrung für alle Zeit aufs engste verbunden ist: Es ist der Dünenbauinspektor Epha in Rossitten, der am Abend seines arbeitsreichen Lebens und wohl mehr denn 50jährigen Wirkens auf der Nehrung sein Werk durch den herrlichsten Erfolg gekrönt sehen darf. Er hat die freudige Genugthuung, dass seine Thätigkeit die allgemeinste Anerkennung, auch die unseres Kaisers selbst, gefunden hat. Wie die höchsten Beamten, so hat auch der Kaiser Herrn Epha mit seinem Besuche in Rossitten persönlich ausgezeichnet. Es geschah dieser Kaiserbesuch vor einigen Jahren gelegentlich der Marineschiessübungen, die in der Nähe von Rossitten des öfteren stattfinden. Während des

Scharfschiessens unserer Kriegsschiffe

ist die Schiffahrt und Fischerei auf dem Teile des Haffs, der von etwa über die Dünen hinwegfliegenden Geschossen erreicht werden würde, sowie der Verkehr im Schussbereiche auf der Nehrung selbst gesperrt. Es lässt sich kaum ein besseres Terrain für die Schiesskunst unserer „blauen Jungens“ denken, als das der hohen weissen Dünen, die ebensowohl das markierte Ziel als auch weit hin das Einschlagen der Geschosse im losen, aufwirbelnden Sande deutlich erkennen lassen. Im übrigen aber kommt der Kurischen Nehrung, die in früheren Jahrhunderten, zur Ordenszeit und dann wieder bei den Invasionen der Schweden und Russen als Heeresstrasse diente, eine militärische Bedeutung heute nicht mehr zu. Nachdem auch Memel als Festung aufgegeben ist, ist das auf der Nordspitze der Nehrung gelegene Fort eigentlich nur noch ein toter

*) Im letzten Sommer (1897) sind zu diesen Dünenbefestigungsarbeiten zum ersten male Gefangene verwendet worden.

Posten. Auf mehrere Menschenalter, ja vielleicht auf Jahrhunderte hinaus ist es undenkbar, dass auf dem losen beweglichen Boden mit seinen wandernden Sandmassen etwa eine Eisenbahn angelegt würde. Bis auf eine ferne Zukunft werden also die

Verkehrsmittel

sehr primitive bleiben. Für Fusswanderungen empfiehlt es sich, da, wo der Wald fehlt, am Strande längs der Schälung zu gehen. Dieser Weg wird auch für Wagentouren gewählt, wenn es gilt, zu Lande von einem Ort zum andern zu kommen und wenn der Zwischenraum nicht von der sogenannten „Palwe" d. h. Lehmboden, der mit einer Schicht Sand und einigem Graswuchs überzogen ist, gebildet wird. Im Winter wählt man für die Schlittenfahrt am liebsten den Weg über das Haffeis. Im übrigen wird der Verkehr hauptsächlich zu Wasser vermittelt. Vom 1. Mai bis 30. September fährt zwischen Cranzbeek (bei Cranz am Südwestende des Kurischen Haffs) und Memel an Wochentagen der stattliche Raddampfer „Cranz" (Cpt. Hamann) je einmal hin und her. Seine Stationen sind von Süden nach Norden: Rossitten, Nidden, Schwarzort und Memel; ein Anlegesteg findet sich nur in Schwarzort. Von den beiden anderen Stationen Rossitten und Nidden aus vermittelt ein Segelboot, das zugleich die Postsachen befördert, den Verkehr zwischen dem auf dem Haff stoppenden Dampfer und dem Lande. Die geringe Tiefe des Haffs am Ufer macht das nähere Herankommen und Anlegen des Dampfers unmöglich. Nur kleinere Dampfer mit 5–6′ Tiefgang, z. B. die Regierungs- und Fischereidampfer können an den Landungsstegen in Rossitten und Pillkoppen anlegen. Diese Landungsstege sind wiederholt durch den Eisgang im Frühjahr vernichtet worden. Der Kuriosität wegen will ich erwähnen, dass ich bei der einen Reise von Königsberg nach Rossitten und Pillkoppen nicht weniger als 7 Arten von Transportmitteln benutzen musste: Zuerst die Pferdebahn bis zum Bahnhof in Königsberg, dann die Eisenbahn bis Cranz. Von hier aus wurden die Reisenden auf einer „Journaliere", einer Art Omnibus, nach Cranzbeek, dem Hafen von Cranz befördert.*) Nun geniesst man die Freuden einer Dampferfahrt, um dann vor Rossitten in das schaukelnde kleine Seegelboot überfrachtet zu werden, wobei es bei Sturm nicht ohne Gefahr und jedenfalls nicht ohne tüchtige „Spritzer" abgeht. Leute, die zur Seekrankheit neigen, müssen, auch wenn sie noch zuvor auf dem Dampfer sich wacker gehalten haben, nun ganz gewiss dem Neptun ihren Tribut bezahlen. Wenn Wellengang oder

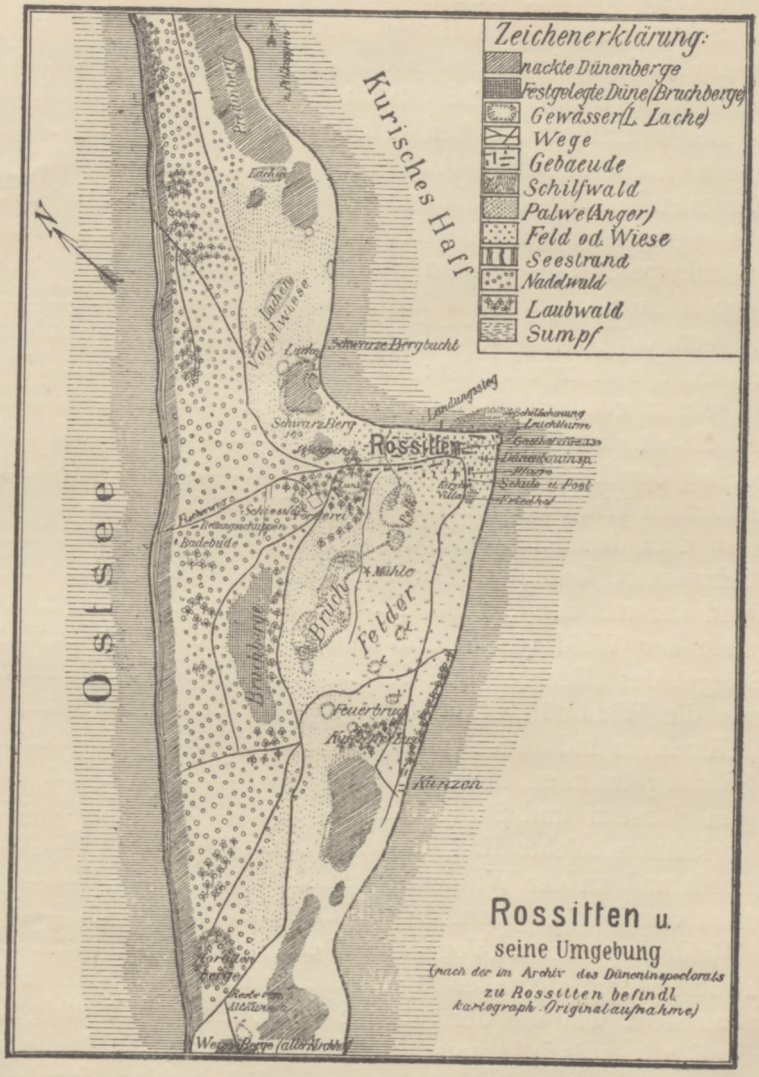
*) Seit diesem Jahre ist die Eisenbahn bis Cranzbeek weiter geführt, sodass nun die Journaliere überflüssig geworden und ausser Dienst gestellt ist.

zu niedriger Wasserstand das Heranfahren des Postbootes bis an's Ufer oder den Landungssteg verhindern, tritt noch ein Transportmittel in Funktion: das ist der Rücken des mit grossen bis an den Leib reichenden Wasserstiefeln aus Juchtenleder versehenen Bootsführers, des „alten Böttcher", der uns schon beim Einsteigen freundlichst begrüsst: „Guten Tagche!" und bei ihm unverständlich gebliebener Anrede ebenso zärtlich sagte „was'che?" Als ähnliche drollige Deminutiva hören wir noch von ihm: „Ach Gottche!" „Du'che!" — Glücklich gelandet, setzen wir dann, nachdem wir uns im Krug des Strandvoigtes von Rossitten gestärkt haben, die Reise „flott zu Ross" auf den kleinen, aber zähen und auch für den ärgsten Sonntagsreiter ungefährlichen Nehrungspferden fort, die inzwischen von der Weide herbeigeholt waren. Wird statt der Cavalcade die Wagenfahrt gewählt, so fährt man, wie es sonst nur Fürstlichkeiten zusteht, auf der Nehrung aber allgemeiner, durch den Sand gerechtfertigter Gebrauch ist, „zu Vieren". — Aber wir hatten ja die überaus anstrengende Fusstour für unsere erste Reise gewählt und waren bis auf den Dünenkamm gelangt. Gegen Abend erreichten wir endlich den Anfang des Waldes und erblickten nach kurzer Zeit, als wir am Waldrande über die völlig ebene „Palwe" der Telegraphenleitung folgend, entlang gingen, vor uns einen wunderlich ausschauenden Berg: er sah karriert aus! Nun wir wissen bereits, was das bedeutet: es war eine festgelegte Wanderdüne und zwar das Südende der „Bruchberge" bei Rossitten. Nach ungemein anstrengender Wanderung durch die echte, rechte Wüste winkte uns nun die hochwillkommene Erquickung in der

Oase.

Ja, eine Oase in der Wüste, das ist das freundliche, auf der Ostseite vom Haff umrauschte, nach Süden hin von grünen Wiesen und fruchtbaren Feldern, nach Westen vom Wald umgebene und nur nach Norden hin an Sandödflächen und eine Bucht des Haffs grenzende Kirchdorf, zu welchem noch so oft meine Gedanken eilen aus weiter Ferne mit dem sehnlichen Wunsche: „Auf Wiedersehn!" Ich habe innerhalb und ausserhalb des lieben deutschen Vaterlandes so manche schöne Landschaft, so vieles Sehenswerte, Grossartige und Schöne gesehen, aber kein Stück Erde hat es mir so angethan mit seinem wundersamen Zauber, als gerade Rossitten. Ich verlange nun billigerweise von Niemandem, meine sonderbare Schwärmerei zu teilen, er sei denn, wie ich selbst, eifriger Ornitholog. Für Ornithologen ist Rossitten geradezu ein Paradies, das, abgesehen etwa von dem ornithologisch weltberühmten Helgoland, in Deutschland, ja vielleicht in ganz Nordeuropa nicht seines Gleichen hat. Auch der Laie wird staunend die kreischenden Wolken von Möven und Seeschwalben

betrachten, die über dem „Bruch“, einem ca. 80 Morgen grossen, teils mit Schilf und Rohr bewachsenen, teils freies Wasser und Sumpfwiesen mit Wasserschachtelhalm aufweisenden flachen Binnensee herumschwärmen. Sie haben hier ihre Brutkolonie, der alljährlich etwa 4000 Eier entnommen



werden, deren Einzelpreis zwischen 10—25 Pfg. schwankt. Im Herbst beleben grosse Scharen nordischer Sumpfvögel die Umgebung des Bruchs und die mit ihm durch einen Graben verbundenen „Pelk“, während sich auf dem Wasser selbst Hunderte von Enten und kleinere Gruppen von

Tauchern tummeln, deren Federpelz in Form von Muffs, Barets und Halskragen im Winter dann unsere Damen ziert. Aber auch in anderer Beziehung bietet Rossitten jedem, der für Eigenartiges einen Sinn hat, des Interessanten die Fülle. Der Dünenkultur, die hier ihre Heimat hat, ist schon Erwähnung gethan. Am Seestrande, von der Vordüne geschützt, steht der Schuppen mit den Booten und Geräten zur Rettung Schiffbrüchiger, am Haff auf der Ostspitze der Landecke, die sich haffwärts von der Nehrung aus vorschiebt und von einer Schilfschonung umkränzt ist, der kleine Leuchtturm und neben ihm das Gerüst mit den Leinen und verschiedenen Körpern, deren Aufziehen und Gruppierung für die das Haff befahrenden Fischer die Warnungszeichen für den von der deutschen Seewarte telegraphisch gemeldeten, bald zu erwartenden Sturm giebt. Im Dünenbauinspektorate erhalten wir genauen Aufschluss über Art und Wesen der Dünen-Kulturarbeit sowie über sonstige Verhältnisse der Nehrung. Von der höchsten Höhe der „Bruchberge“ aus geniessen wir ein Panorama, das einzigartig ist: Rings um uns zu unseren Füssen der Wald mit seinem gemischten, verschiedenfarbigen Bestand, im Westen die blaue See, die sich am fernen Horizont dem Himmel vermählt, nordwärts der lange Zug der leuchtenden Dünen, nur unterbrochen durch den vier Meilen entfernten Wald bei Nidden; bei ganz klarer Luft reicht der Blick sogar bis zu dem dunklen Fleck, der den Wald bei dem acht Meilen entfernten Schwarzort bedeutet. Nach Süden hin das gleiche Bild: Im Vordergrund der mit den „Weissen Bergen“ anhebende Dünenkamm, im Hintergrunde der Wald von Sarkau und Cranz; ostwärts zunächst der blanke Spiegel des „Bruchs“ und der „Pelk“, daneben am Rand von Feld und Wiese die Windmühle, dahinter das friedliche Dorf mit seinem schlichten Kirchlein und seinen von einander durch einen Zwischenraum von 10—100 Schritt getrennten, meist mit Stroh- oder Schilfschindeln gedeckten einstöckigen Häusern und Stallgebäuden, weiterhin das von Hunderten von Fischerkähnen belebte Haff, dessen jenseitiges Ufer an einigen Stellen (bei Lökerorth und an der Windenburger Ecke) noch eben erkennbar wird. Nordwestlich vom Dorf liegt auf der bis an's Haff stossenden, nach Westen hin vom Walde begrenzten „Vogelwiese“ ein grosser isolierter Dünenberg, der „Schwarze Berg“, der aber in Wirklichkeit eben so weiss oder gelblich-grau aussieht wie die übrigen nackten Dünen. Wir steigen wieder hernieder. Ein botanisch interessierter Herr findet im Walde die seltenen, sonst als nordisch bezw. alpin bekannten Pflanzen: Pyrola uniflora, Linnaea borealis, Goodyera repens, Empetrum nigrum und am Rande, unweit der Vordüne Astragalus arenarius und erklärt uns, dass diese Pflanzen lebendige Reminiscenzen an die einst auch über die Nehrung ergangene Eiszeit seien, als deren Spuren wir auch die erratischen

Verendeter Elch in der Rossittener Plantage.
(Nach d. photogr. Originalaufnahme der Hofphotogr. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.)

Blöcke, von denen einer als Gedenkstein zum Gedächtnis an den Forstrat Müller oben auf dem Gipfel der Bruchberge („Müllersruh") aufgerichtet ist, anzusehen seien. — Doch was ist das? Sind hier Rinder durch den sorgsam gehüteten Wald gelaufen? Nein, diese Spuren, die im sandigen Waldwege eingedrückt sind, sind doch etwas länglicher als die von Rindern, auch weisen sie ganz deutlich Eindrücke von Afterklauen auf. Sie können nur dem Elch angehören! Wir verfolgen schweigend die Spuren und gar bald gelingt es uns, des gewaltigen Elentieres ansichtig zu werden; es ist ein „alter Herr" mit riesigen Schaufeln. Verwundert schaut er von der feuchten kleinen Wiese durch die Kiefernschonung herüber und setzt sich dann in Trab. Wie wir später erfahren, hat der jetzige Reichsgerichtspräsident von Oelschläger ihn erlegt und Maler Krüger die interessante Jagdscene auf einem wohlgelungenen Bilde verewigt. Auch eine Elchkuh mit 2 Kälbern, die freilich viel eher einem Esel als einem Rinderkalbe ähnlich sahen, konnten wir, vorsichtig anschleichend, aus grosser Nähe genau betrachten. Bekanntlich wird das Elchwild, das am zahlreichsten noch in der littauischen Ibenhorster Forst vorkommt, auf fiskalischem Gebiet möglichst geschont. Seinem ganzen Bau nach erscheint es uns wie ein vorsintflutliches Wesen; und in der That gehört es zu den Tierarten, deren baldiges Aussterben eine traurige aber unabänderliche Gewissheit ist. Elchbestand und moderne Forstkultur vertragen sich miteinander wie Feuer und Wasser. Bilden auch den Lieblingsaufenthalt des Elchs für Menschen fast unzugängliche Erlenbrüche, so weilt er doch auch gern in kultiviertem Walde und richtet hier, namentlich in den 6—10jährigen Kiefernbeständen, heillose Verwüstungen an, namentlich dadurch, dass er, sich auf die Hinterbeine aufrichtend, gegen die jungen Bäume, deren Wipfeltriebe er besonders gern frisst, lehnt und durch sein Gewicht umbricht. Dass beim Anblick solcher Verwüstungen einem Forstmann, der noch dazu bei seinen Kulturen mit so ungewöhnlichen Schwierigkeiten, wie die Herren im grünen Rock auf der Nehrung, zu kämpfen hat, nicht gerade die freundlichsten Gedanken über den Elch aufsteigen, ist nicht zu verwundern. Der Elchbestand der Wälder der Kurischen Nehrung ist ein geringer und wechselnder. Im Jahre 1888 waren etwa 12—14 Stück Elchwild in der Rossitter Plantage, 1892 kaum die Hälfte. Der Elchbestand rekrutiert sich aus Tieren, die im Winter über das Haffeis nach der Nehrung eingewandert sind. Fast jedes Jahr findet man verendete Elche im Sommer. Zwei Todesursachen werden uns genannt: einmal Schlagfluss in Folge des Badens in erhitztem Zustande und dann ein Parasit: die an Grösse und Aussehen einem Engerlinge sehr ähnliche Larve (Made) einer riesigen Rachenfliege, der Elchbremse (Cephenomyia Ulrichii), die durch Eindringen in die Nasenhohlräume

gelegentlich der Äsung schliesslich bis in's Gehirn vordringt und den Tod des starken Tieres herbeiführt. Wir waren so glücklich, zwei Exemplare dieser sehr seltenen, vielen Universitätssammlungen noch fehlenden Schmarotzerlarve für unsere Sammlung von Nehrungsraritäten zu erhalten.

Larve der Elchbremse **(Cephenomyia Ulrichii)** von der Seite.
(Natürl. Grösse.)

Die Larven besitzen zwei ziemlich starke, spitze Hafthaken und ausserdem noch an jedem Leibesring eine Menge kleiner, dicht nebeneinanderstehender spitz zulaufender Stachelchen, die das Sichfesthalten an den Nasenschleimhäuten ihres Schmarotzerwirtes ermöglichen.

Der sonstige

Wildbestand der Kurischen Nehrung

ist jetzt kein bedeutender. Rehwild ist allerdings ziemlich gut vertreten, hat aber in harten Wintern (z. B. 1888) viel Eingang. Im Nachwinter 1888, Mitte April, wurden allein in dem Grenzer Belauf gegen 30 verendete Rehe gefunden, die vielfach schon von dem auf der Nehrung recht zahlreich vertretenen Fuchs*) angebrochen waren. Freund Reinecke, der vielfach von Fischen lebt, hat sich in Rossitten zum Gourmand ausgebildet: Er plündert während der Brutzeit täglich die Nester der Möven, Seeschwalben und Enten auf dem Bruch, wie die übriggebliebenen Eierschalen und die Schwimmspuren im Entenflott (Meerlinsen), der stellenweise den Wasserspiegel bedeckt, unzweifelhaft beweisen. Hasen und Rebhühner sind ziemlich selten. Rotwild, das noch im vorigen Jahrhundert die Wälder der Nehrung bevölkerte, ist in keinem einzigen Stück mehr vertreten. Selten ist auch der Dachs. Dagegen bietet die Nehrung die ausgiebigste Gelegenheit zur Geflügeljagd auf Sumpf- und Wasservögel, von den kleinen Strandläufern, Bekassinen und anderen schnepfenartigen Vögeln an bis zu den wilden Schwänen und gravitätischen Kranichen, die an einigen Stellen hier nisten. Auf eine frühe Epoche des Vorkommens anderen Wildes weist eine im Dünensande gefundene Geweihstange des früher so weit verbreiteten, jetzt nur noch im palaearktischen Norden vorkommenden Renntiers. Sehr merkwürdig ist die Notiz aus dem Jahre 1800, dass damals auf der ganzen Nehrung kein

*) Im Winter 1896/97 sind allein bei Rossitten über 70 Füchse vergiftet worden.

Specht anzutreffen gewesen sei, darum, weil jetzt in allen Wäldern dort Spechte anzutreffen sind; ihre Einwanderung ist durch die Telegraphenleitung vermittelt! Die baumlosen Wüstenstrecken boten den Spechten früher keine Gelegenheit zum Anhacken; erst als die Telegraphenleitung fertig gestellt war, konnten sie, von Stange zu Stange fliegend, diese Strecken durchwandern. Vielfach sind die Telegraphenstangen von den Spechten durch Anhacken arg beschädigt.

Aus der

Geschichte von Rossitten

ist erinnernswert, dass etwa um 1250 hier eine Ordensburg erbaut wurde, die zuletzt im Jahre 1525 als vorhanden erwähnt wird. Nach sicherer Tradition liegt der ehemalige Standort jetzt im Haff und das Schilf am Ufer flüstert dem Wanderer geheimnisvoll von vergangener Pracht und versunkener Herrlichkeit. Unter den Beamten, die in dem bald nach oder zugleich mit dem Schlosse angelegten Dorfe wohnten, wird im Jahre 1569 u. a. auch „der Burggraff vnd Jäger vom Houe", ein „Kemmerer", ein „Krüger" und später ein „post Reuther" erwähnt, 1727 ein „Ambtmann und Wildnisbereiter zu Rossitten", 1768 der „Ober-Schulz, Kämmerer und Strandbediente" aufgeführt. Jetzt gehört Rossitten zum Kreise Fischhausen und ist Sitz des Dünenbauinspektors, der zugleich Standesbeamter und Amtsvorsteher ist. — 1531 wurde der erste Pfarrer zu Rossitten eingesetzt, doch ging die Stelle bald wieder ein. Später war Rossitten mit Kunzen-Sarkau verbunden. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist es Kirchdorf geworden, zu dessen Pfarrsprengel das erst 1863 angelegte 2 Kilometer südlich von Rossitten am Haff gelegene kleine Dörfchen (Neu)-Kunzen, sowie das 1½ Meilen nördlich von Rossitten gelegene Fischerdorf Pillkoppen gehören. Rossitten ist der einzige ackerbautreibende Ort der Kurischen Nehrung. Fischerei wird selbst im Nebengewerbe hier nur in geringem Umfange getrieben. An der „Lunk", einem am Westende des Dorfes gelegenen von jungem Laubwald umsäumten kreisrunden, nach der Mitte zu sich trichterförmig vertiefenden Teiche ist eine zoologische Station der Universität Königsberg in einem kleinen Holzgebäude untergebracht.*) Vor einigen Jahren hat der Ornithologe Dr. Flöricke, durch mich nach Rossitten gelockt, hier einen ornithologischen Verein und eine ornithologische Lokalsammlung gegründet. Ob beide nach dem im vorigen Jahre erfolgten Wegzuge des rührigen und tüchtigen Herrn Dr. Flöricke, dessen vor einigen Jahren erbaute Villa jetzt in anderen Besitz übergegangen ist,

*) Neuerdings wieder entfernt.

weiter bestehen werden, muss die Zukunft lehren. Ihr Eingehen wäre jedenfalls im wissenschaftlichen Interesse sehr zu bedauern. In den wenigen Jahren, seitdem ich Rossitten als Ornithologendorado entdeckt habe und seitdem zunächst doch nur vorübergehend und erst seit Dr. Flöricke's Ansiedlung (1894) dauernd hier Beobachtungen gemacht wurden, sind nicht weniger als rund 240 Vogelspecies, darunter einige sehr seltene, konstatiert worden.*) Es ist aber für sicher anzunehmen, dass bei weiterem Forschen diese Zahl noch bedeutend erhöht werden wird. Da sind Gäste aus dem fernen Island wie vom Kaspischen Meer, dem Himalaya und aus Sibirien vertreten. Für die Beobachtung der interessanten Erscheinung des Vogelzuges, der hier auf langer schmaler Landzunge mit geeigneten Rastplätzen in einem geradezu grossartigen Masse von statten geht, bildet grade Rossitten mit seinen Teichen, Palwen, Dünenlachen und Waldbeständen den denkbar günstigsten Standort.

Das Leben in Rossitten

war, so oft ich den Ort (1888—1892) besuchte, ein äusserst angenehmes und freies. Angenehm einmal wegen der zuerst erstaunlichen Billigkeit der Preise; zahlte ich doch im Gasthof für Logis und volle Beköstigung (excl. der Getränke) Bedienung und Jagderlaubnis auf nichtfiskalischem Terrain — dasselbe ist ein Patengeschenk, das der grosse Kurfürst bei seiner Anwesenheit in Rossitten seinem Paten, dem Sohne des Krügers und Strandvoigtes seiner Zeit gemacht haben soll — pro Tag in Summa 1,25 Mk.! Jetzt sind die Preise bereits auf mehr als das Doppelte gestiegen, und je mehr Fremde Rossitten besuchen, um so teurer wird der Aufenthalt werden. Plant man doch neuerdings sogar, Rossitten in die Reihe der modernen Seebäder einrücken zu lassen und ein Kurhaus oder Strandhotel zu bauen! Dann möchte ich aber mein liebes Rossitten nicht wiedersehen. Grade die von keiner modernen Kultur beleckte Urwüchsigkeit und Urgemütlichkeit, die ich noch vorfand und reichlich geniessen konnte, die völlige Freiheit**) der Bewegung in jagdlicher Beziehung, die inzwischen eine ganz bedeutende Einschränkung hat erfahren müssen wegen des mehrfach vorgekommenen Missbrauchs des seitens der Düneninspektion den Ornithologen und Jägern entgegengebrachten Vertrauens, der herzliche ungezwungene Verkehr mit den Honoratioren des Dorfes (Pfarrer, Düneninspektor, Strandvoigt und Dünenwärtern), sowie mit den einfachsten Leuten, das gänzliche Fehlen aller Verbote, die Fröhlichkeit und Einmütigkeit der Gesellschaft unter der grossen Kastanie des Krug-

*) S. Anhang.

**) Als Charakteristikum führe ich nur an, dass — ob selbständig oder stellvertretend, weiss ich nicht — das Amt des Nachtwächters von einer jungen Dorfschönen bekleidet wurde!

gartens oder auf der vielbenutzten Kegelbahn — das alles machte auch für den Nichtornithologen den Aufenthalt zu einem sehr angenehmen. So war es! Leider haben sich in den letzten Jahren die Verhältnisse sehr geändert. — —

Pillkoppen.

Setzen wir von Rossitten aus die Wanderung nordwärts fort, so gelangen wir an der Stelle des einstigen Dorfes Preden vorüber, wo jetzt die Düne ca. 150′ hoch sich erhebt, durch einen bis auf das Planum der Nehrung reichenden, kaum einen halben Kilometer breiten Einschnitt der Dünenkette nach dem Orte Pillkoppen, dem Urtypus eines Fischerdorfes, dessen Bewohner als wahre Ichthyophagen Fische, besonders Aale, roh, mit einer Zwiebel als Zukost verzehren! Die Folge des Genusses roher Fische, die oft genug die Larven von Entoparasiten in sich tragen, zeigt sich in der Thatsache, dass fast alle Nehrungsbewohner den Nehrungsbandwurm (Botriocephalus latus) haben, der sich von den im Binnenlande die Menschen plagenden, aus Finnen des Rind- und Schweinefleisches sich entwickelnden Bandwürmern (Taenia solium und saginata) schon äusserlich durch die verhältnismässig grössere Breite seiner Proglottiden sowie namentlich durch die beiden länglichen Saugfurchen am Kopf im Gegensatz zu den rundlichen vier Saugnäpfen der anderen unterscheidet. Es ist sogar auf der Nehrung der Glaube verbreitet, dass derjenige Mensch, der den Bandwurm nicht hat, nicht gesund sei!! Von Pillkoppen, dessen drohende Sturzdüne unmittelbar westlich hinter dem Dorfe jetzt festgelegt ist, führt uns der Weg weiter nach dem 2 Meilen nördlicher gelegenen

Nidden,

einem schon am Anfang des 16. Jahrhunderts vorhandenen — damals freilich noch etwas weiter nach Süden gelegenen Dorfe, das, wie Rossitten, auch seine „Plantage“ hat. Eine anschauliche Schilderung der Zustände in und bei Nidden im Anfang dieses Jahrhunderts hat Jachmann 1825 gegeben: „Nidden ist ein Bauerndorf von 31 Feuerstellen, mit einer Posthalterei, und treibt Fischerei auf dem Haff, zu Zeiten jedoch auch auf der See. Kahle Sandberge liegen dicht hinter den Häusern und haben schon einen Teil der Einwohner genötigt, sich etwas weiter nach Norden anzubauen, wo der vorliegende Wald noch einigen Schutz gewährt. Vor der Posthalterei und Schule ist man bemüht gewesen, den Sand durch Fangzäune abzuhalten; an den übrigen Stellen liegen Stürzberge vor. Besonders gefährlich sind die Südwestwinde, weil diese einen ganz flachen Sandberg, der bereits einen Garten des Posthalters verschüttet hat, immer mehr in's Dorf treiben. Im Nordosten liegt noch ein kleiner Wald vor,

Dorf Purwihn.
(Nach d. photogr. Originalaufnahme der Hofphotogr. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.)

durch den bisher die Versandung des Dorfes verhindert wurde; jetzt ist derselbe aber zu licht, um einen wesentlichen Schutz zu gewähren, daher die dahinterliegenden Sandberge, die hier mitunter eine Höhe von mehr als 135 ′ erreichen, immer weiter in denselben eindringen und die Bäume verschütten."

Heute ist die Gefahr beseitigt: die Wanderdünen sind festgelegt, die Zukunft des Dorfes ist gesichert.

Das kommunal eine Einheit bildende Nidden setzt sich aus drei ursprünglich selbständigen Niederlassungen zusammen: 1. Nidden. 2. Skrusdihn und Purwihn (= Kotdorf). Kirchlich hat Nidden bis gegen 1709 zum Kunzer-Sarkauer Kirchspiel gehört, dann zu Karwaiten, nach dessen Versandung zu Schwarzort; 1847 erhielt es einen, dem Schwarzorter Pfarrer substituierten Seelsorger, 1854 eine eigene Kirche. Bis 1835 wurde der Gottesdienst im Schulgebäude gehalten. Dann wurde das aus dem Material der im Jahre 1828 versandeten Kunzener Kirche gebaute Post- und Kruggebäude durch Umbau zum Bethaus errichtet (1835). Am 10. October 1888 fand darin der letzte Gottesdienst statt, in Anschluss daran die Einweihung der auf einem Berge in gothischem Stile erbauten neuen Kirche durch den (1890 verstorbenen) Generalsuperintendenten Carus.*) 1869 zerstörte eine Feuersbrunst fast ganz Nidden; 1873—74 wurde auf dem unmittelbar südlich von Nidden gelegenen, vorher festgelegten, fast 200 ′ hohen Urbakalnys ein 23 m hoher Leuchtturm mit Wechselfeuer erbaut. Seine Kuppe ist der höchste Punkt auf der ganzen Nehrung und sein Feuer in weitem Umkreis sichtbar. Während Pillkoppen noch zum Kreise Fischhausen gehört, liegt Nidden bereits im Memeler Kreise. Der Grund für diese Zuteilung zu verschiedenen Verwaltungsbehörden ist zu suchen in den eigentümlichen, für den Ethnologen und Linguisten so überaus interessanten

Sprach- und Nationalitätsverhältnissen.

In Nidden werden jetzt noch drei verschiedene Sprachen gesprochen: ausser der deutschen, die in Grenz, Kunzen und Rossitten ausschliesslich, in Sarkau und Pillkoppen fast ausschliesslich im Gebrauch ist, die kurische, ein lettisches Idiom, und die litauische. In Schwarzort liegen die Sprachverhältnisse ähnlich wie in Nidden; gepredigt wird in beiden Orten deutsch und litauisch; fast rein kurisch sind die beiden höchst armseligen kleinen Fischerdörfer Preil und Perwelk. Hier mag sich die kurische Sprache, die bereits in Rossitten gänzlich, in Sarkau und Pillkoppen fast ganz ausgestorben ist, noch mehrere Generationen hindurch erhalten. In Nidden und Schwarzort dürfte sie schon bald

*) Wir fuhren zu dieser kirchlichen Feier von Rossitten nach Nidden.

Fischerhütte in Perwelk.
(Nach d. photogr. Originalaufnahme der Hofphotogr. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.)

aussterben, während sich das Litauische nach Art des zähen Conservatismus der litauischen Nation sicher behaupten wird. Im 16. Jahrhundert gab es auf der Nehrung sogar noch ein grösseres Sprachengewirr: die aus dem Jahre 1569 stammenden Visitationsabschiede führen 1. deutsche, 2. litauische, 3. lettische (kurische), 4. litauisch-lettische, 5. einige altpreussische (prutenische oder pruzzische) und endlich 6. einige polnisch-zemaitische Namen auf. Da, wie bekannt, die Wirksamkeit des deutschen Ritterordens, dessen herrlichste Burg das jetzt restaurierte Ordensschloss in Marienburg war, die radikale Ausrottung der Preussen (Pruzzi) zur Folge hatte, deren einzige Sprachreste uns in der fragmentarischen altpreussischen Übersetzung des Lutherischen kleinen Katechismus und einem Vocabularium erhalten sind, ist es erklärlich, dass vom Altpreussischen nichts weiter übrig geblieben ist, als winzige Reste in Ortsnamen, die bekanntlich die zäheste Lebensdauer haben und für Geschichtsforscher oft genug den einzigen etymologischen Anknüpfungs- und Ausgangspunkt bilden. — Die Letten der Kurischen Nehrung bezeichnen sich selbst als „Kursenuki", Leute aus Kurland, — während ihre Stammesgenossen in Kur- und Livland sich „Latweschi" = Letten nennen. Die Kuren, denen die nordsamländischen Ortsnamen: Cranzkuhren (jetzt nur noch „Cranz"), Neu-, Gross- und Klein-Kuhren — wovon schon im 16. Jahrhundert zwei erwähnt werden —, ihre Entstehung verdanken, scheinen im 15. Jahrhundert aus Kurland eingewandert zu sein, das im 13. Jahrhundert bis in das heutige preussische Litauen herabreichte und eine aus Litauern und Letten gemischte, überwiegend jedoch lettische Bevölkerung in diesem südlichsten Teile aufwies. 1408 klagt, wie Bezzenberger citiert, der Komtur zu Memel dem Hochmeister, dass „die lute von Kuerlandt . . . . bis nahen bi die Mymmel nemen alles, was sie af dem strande vinden vnd jagen in der wiltnisse vor der Mymmel of vnd neder". Ähnliche Beschwerden liegen aus den Jahren 1409, 1439, 1445 und 1481 vor. Ausser diesen Nationen ist die in der Sprache sich ihnen anpassende semitische Nation der Juden in einigen Vertretern vorhanden. Eine eigne Litteratur besitzen die „Kuren" nicht. Nur 3 lettische Volkslieder sind bekannt; Märchen und Geschichten fehlen fast ganz. Uns sind über die

Mythologie der Kuren

nur dürftige Notizen durch Pallas (1793) überliefert. Danach hiess der Gott des Meeres bei den alten Kuren (oder Kirwingern) „Antrimpus". „Austruma Semme" nannten sie das Land der aufgehenden Sonne (Russland), aus dem auch ihre Götzendiener, „Kriweh", stammten. Als Gott der Winde verehrten sie „Gardehts".

Baustil und häusliche Einrichtung.

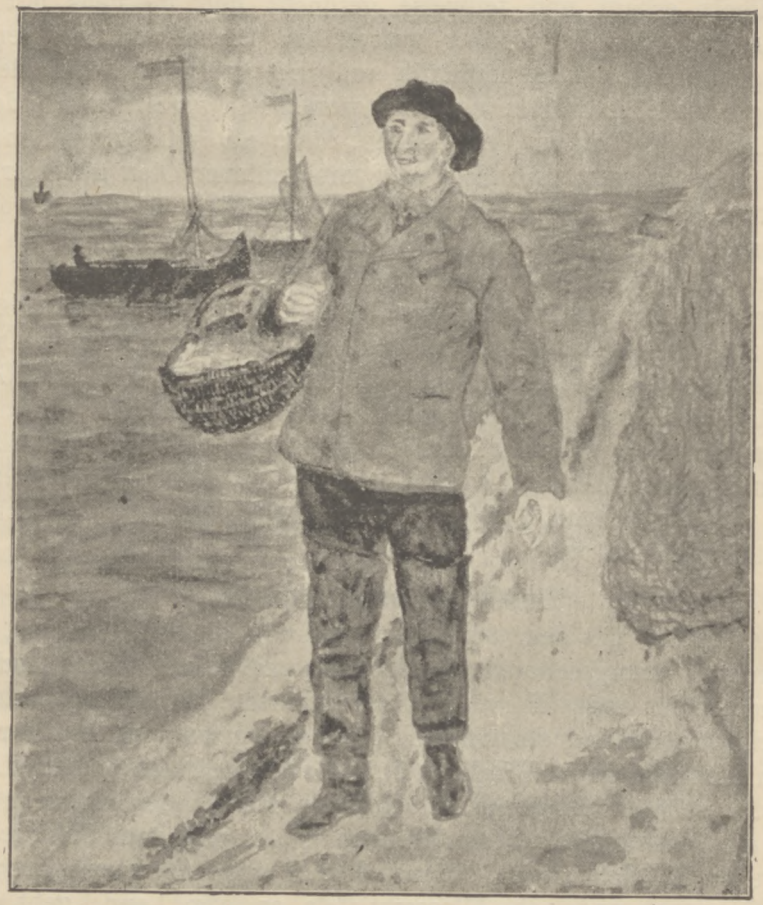
Die schornsteinlosen kurischen Fischerhäuser sind meist im sogenannten Gehrsass von vierkantig behauenen Holzstämmen, teils in Ständern mit Füllholz erbaut und teilweise getüncht und meistens mit Schilfschindeln gedeckt; die Dächer weisen am Giebel und auf dem First vorspringende Holzbalkenornamentik auf. Die kreuzweise über den First vorspringenden Giebelbalken sind mit wunderlich verzierten Pferdeköpfen geschmückt. Im Innern des Hauses dient ein sehr grosser mehreren Räumen gemeinsamer, mit Holzfeuer unterhaltener Ofen gewissermassen als Centralheizung. Der geräumige ungedielte Flur ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Familie, die übrigen Gemächer werden nur im Winter oder zum Schlafen benutzt. Ausser dem buntbemalten irdnen und weissen Geschirr, einfachen, meist religiösen, Bildern in grellen Farben, ausser den Tellern und Schüsseln, die vielfach an der Rückseite mit einer Öse zum Durchziehen eines Fadens versehen sind und dann in Reih und Glied an den Wänden hängen, oder aber nach modernerer Art auf einem Regal oder gar in einem Glasschränkchen aufbewahrt werden, erblickt man zuweilen manch befremdliches Möbel, namentlich in älteren Haushaltungen: Stücke von Cajüteneinrichtungen gestrandeter Schiffe*), Elchschaufeln, Bernsteinfunde u. s. w.

Aussehen und Tracht.

Die Männer mit dem typischen Ausdruck der Berufsfischer, tragen fast durchweg kurzgeschorenes Haupthaar und keinen Bart; doch sieht man auch recht langes Haar und Rahmenbärte. Der Anzug besteht aus enganschliessenden Jaquets von dunkler (blauer, grauer oder brauner) Farbe, dunklen Beinkleidern und Wollwesten. Als Kopfbedeckung dienen Mützen, Südwester, seltener Strohhüte mit breitem Rand. Bei kälterem Wetter ziehen die Fischer Kleider aus grauem Fries und zum Schutze gegen Spritzwellen bei dem Aufenthalt auf dem Wasser „Öljacken“ aus geöltem dicken Segeltuch und hohe Wasserstiefeln an. Im Lande geht die Bevölkerung in der Regel in den sogenannten „Klotzschlorren“ (groben Holzpantoffeln) oder barfuss. Die Frauen und Mädchen unterscheiden sich äusserlich nur dadurch, dass die ersteren stets, die letzteren dagegen nur auf Ausgängen ein Kopftuch tragen. Neuerdings kommt auch der Unterschied von Kapotten oder Hüten mit Schleife für Frauen und ohne Schleife für Mädchen in Aufnahme. Unter der Jacke, deren Farbe meist blau ist, trägt das weibliche Geschlecht ein Mieder, dessen Farbe ebenso wie die der meist gestreiften Röcke variiert. Zur warmen Jahreszeit, namentlich

*) Dem grausamen Strandrecht soll früher der Passus im Kirchengebete gegolten haben: „Gott segne den Strand“, d. h.: er lasse recht viele Schiffe stranden!

bei der Arbeit, legen Männer wie Frauen die Jacke ab. Die Berufsarbeit der Fischerei, bei welcher die Frauen zum Teil mithelfen und so auch aus den verankerten Kähnen den Fang zu Lande bringen, bringt es mit sich,



Fischer aus Nidden.

dass gewisse Entblössungen durch Aufheben der Kleider nicht zu vermeiden sind. Ohne dass man aber daraus etwa Schlüsse auf einen geringeren Stand der Sittlichkeit der Fischerbevölkerung ziehen dürfte, muss man doch sagen, dass Prüderie den Nehrungern ein unbekannter Begriff ist. Das zeigt sich auch in der Naivität, mit der beide Geschlechter — ohne Badekostüm — beieinander baden.

Aberglaube

ist ja auch sonst weit und breit, auch bei solchen, die selbst durchaus für hochgebildet gelten sollen, verbreitet, ganz besonders jedoch bei See-

leuten und Fischern. Über den Aberglauben der Nehrunger berichtet der verdienstvolle Forscher litauischen Volkslebens Prof. A. Bezzenberger in seinem mehrfach schon erwähnten und für diese Arbeit mit benutzten Buche: „Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner" Folgendes: „An Festtagen, am Johannistage und am Donnerstag Abend darf man nicht auf den Fischfang gehen. Wenn ein Kahn fertig gebaut ist, muss man ihn umgekehrt hinlegen und kreuzweise über seinen Boden schiessen. Ehe man neue Aalschnüre in Gebrauch nimmt, schlägt man im Hause heimlich ein Kreuz über ihnen und speit auf sie, ehe man sie auslegt. Will man ein Netz zum ersten Male im Jahre benutzen, so legt man eine Axt auf die Schwelle und trägt es darüber. An ganz neue Netze werden vor dem Auswerfen Päckchen, welche Nux vomica, Arsenik und dergleichen enthalten, gehängt. Wenn ein Fischer verhältnismässig wenig fängt, muss er seine Netze mit Schiesspulverdampf räuchern, oder aus den Netzen anderer, die mehr fangen, Stücke ausschneiden und in die seinigen setzen, oder „Schlangenwasser" (ein Gift) über die letzteren giessen."

Der Volkscharakter

der Bevölkerung, die noch auf einer ziemlich niedrigen Kulturstufe steht und noch manche Analphabeten hat, ist ein im ganzen biederer. Eigentliche Verbrechen sind, soviel man weiss, auf der Nehrung in Jahrhunderten nicht vorgekommen. Holzdiebstahl, Fischen im Schonrevier und gelegentlich Wilddieberei freilich ist nichts seltenes. Im ganzen aber ist die Bevölkerung ehrlich, fleissig, ruhig, freundlich, gastlich und, trotz der Armut, heiter und religiös. Der kirchliche Sinn ist ein sehr lebendiger. Wo er, vielleicht durch Schuld des Amtsträgers, nicht seine rechte Befriedigung zu finden glaubt, treibt der religiöse Zug zur Bildung von Conventikeln und sektiererischem Zusammenschluss. In den Fremden hat man längst schon Wesen erkannt, von denen Geld zu verdienen ist. Politisch sind die Nehrunger stark konservativ, da sie Konservatismus und Patriotismus für ein und dasselbe halten. Bis auf verschwindende Ausnahmen gehören alle der evangelischen Konfession an. —

Um nicht noch einmal eine so anstrengende Fusswanderung durch die Wüste zu machen, wählen wir für die weitere Reise von Nidden, in dessen Wald wir noch das Grab des früheren Nehrungspostmeisters Kuwert und den Rettungsschuppen nahe am Strande besichtigt haben, die bequeme Dampferfahrt. Sie führt uns vorüber an den beiden armseligsten Dörfchen der ganzen preussischen Monarchie: **Preil** und **Perwelk,** zwischen denen die Stelle des einstigen Karwaiten liegt, und weiterhin an den Stellen, an welchen einst Negeln und Altnegeln lagen, vorüber. Von Nidden aus sieht man bereits das immer näher herantretende litauische Ufer des Kurischen

Haffs. Nach 2½ stündiger Fahrt legt der Dampfer am Landungsstege des als Seebad bekannten, wegen seines Bernsteinreichtums berühmten, von herrlichem Wald umgebenen Kirchdorfes

Schwarzort

an. Schwarzort ist zuerst im Jahre 1684 als Dorf angeführt. 1743 erhielt es eine Schule, 1797 die Kirche, die 1878 abbrannte und durch eine reizend am Haff gelegene, von alten Bäumen umgebene neue ersetzt worden ist (1885). Wie Rossitten und Nidden, so hat auch Schwarzort eine Station zur Rettung Schiffbrüchiger, aber kein Leuchtfeuer. Auf dem Haff vor Schwarzort fällt jedem Reisenden sofort die Flotille von 19 grossen, Tag und Nacht geräuschvoll arbeitenden Dampfbaggern auf. Sie dienen der Gewinnung des

Bernsteins.

Der Bernstein war schon im Altertum bekannt und geschätzt. Seine Heimat ist die preussische Ostseeküste, namentlich die Strecke von Danzig bis Memel. „Das ist", sagt Dr. Rich. Klebs in seiner kurzen Geschichte des Bernsteins (Königsberg 1889), „der grosse Vorteil, welchen der Bernstein vor allen anderen Naturprodukten voraus hat, dass er in frühester Zeit unter das Scepter des mächtigsten Fürsten: des Luxus und der Mode gestellt war und dass seine Originalität, wie auch immer die Wege, die er gemacht hat, oder die Umstände, unter denen er verarbeitet gefunden wird, sein mögen, stets mit Sicherheit auf seine Heimat an unseren Seestranden zurückweist. Die Begehrlichkeit, mit welcher die zivilisierten und wohl auch unzivilisierten Völker des Altertums nach dem „Gold des Nordens" strebten, erzeugte schon in vorgeschichtlichen Zeiten einen regen Handel mit den nordischen Völkerschaften. Aus diesem Grunde können wir mit A. von Humboldt den Bernstein den Vater des deutschen Handels im höheren Sinne des Wortes nennen. Ihm ist es zu verdanken, dass die Fackel der Cultur weit früher in unsere Gegenden gebracht wurde, als sie unter normalen Umständen in langsamer Entwicklung durch allmählich von Süden nach Norden fortschreitenden Verkehr hingekommen wäre." Betreffs der Geschichte des frühesten Bernsteinhandels schreibt Dr. Klebs, der wissenschaftliche Gründer und Ordner des so hochinteressanten Bernsteinmuseums von Stantien und Becker in Königsberg: „Den nachweislich ältesten Bernsteinhandel vermittelten vor 1500 v. Chr. die Philister. Der Bernstein, welcher längs dem Rhein und Po gekommen, wurde von ihnen in Adria aufgekauft und weiter fortgeführt. Sie wurden durch die Semiten des Pontus euxinus (schwarzen Meeres) abgelöst, welche den Bernstein der Donaustrasse mit Beschlag belegten. Von 1300—1100 holen die Sidonier sich den Bernstein von Jütland, wohin sie auf weitem Wege zur See gelangten. Um das

elfte Jahrhundert blüht der Handel an der Rhonemündung, welchen die Tyrier in Händen haben. Wohl von 1000—600 geht der Bernstein durch die Rheinlande und wird von den Phöniciern in dem Golf von Genua erstanden. Von 600 v. Chr. nahmen die Massilier den Bernsteinhandel in die Hände, ausserdem sind aber auch die Ligurier und Etrusker dabei thätig. Namentlich blüht derselbe im vierten Jahrhundert bei den letzteren sehr auf und erstreckte sich bis weit über die Alpen nach Norden. Bemerkenswert ist auch der Handel der pontinischen Griechen, welche höchst wahrscheinlich den Bernstein von Ostrolenka bezogen. Der etruskische Bernsteinhandel dauerte etwa bis 250 v. Chr., zu welcher Zeit die Römer sie daraus verdrängten. Unter ihrer Leitung entwickelte sich der direkte Verkehr mit den Völkern Ostpreussens sehr stark. Ostpreussen wurde mit einer grossen Fülle aller möglichen römischen Fabrikate aus Bronce, Glas, Gold, Silber u. s. w. überschwemmt. Die Gräber der damaligen Zeit geben reichlich Zeugnis für die Lebhaftigkeit der Handelsbeziehungen. Dieser direkte Verkehr mag wohl bis ins vierte Jahrhundert gedauert haben, nimmt dann aber schnell ab. Später treten die Araber mit Ostpreussen in Verbindung; dafür sprechen zahlreiche Funde von arabischen Münzen und Filigranarbeiten, welche in Ostpreussen gemacht wurden." Über die nun folgenden Jahrhunderte bis zur Besitzergreifung Ostpreussens durch den deutschen Orden (1226) herrscht fast völliges Dunkel über den Bernsteinverkehr. Der Orden machte die Bernsteingewinnung zum Regal und — wir können hier wohl die wechselvolle Zwischenzeit übergehen — auch heute noch ist der Bernstein fiscalisches Eigentum. Der Staat hat die Bernsteinnutzniessung teils an Gemeinden, teils an einzelne Private verpachtet. Seit 1867 wurde die Gewinnung des Bernsteins aus der See (das Schöpfen) von dem Rechte des Grabens in den Uferbergen abgetrennt. Im Jahre 1861 thaten sich der jetzt bereits längt verstorbene Memeler Kahnschiffer Stantien und der jüdische Händler, jetzige Kommerzienrat und vielfache Millionär Becker, der in dem bekannten Sensationsprocess Westphal-Becker eine so wenig beneidenswerte Rolle gespielt und der neuerdings den Notschrei der Bernsteindrechsler veranlasst hat, zusammen, um Bernstein aus dem Haffgrunde herauszubaggern. Sie begannen ihre Arbeit mit einem Handbagger auf einem alten Fischerkahn und brachten im Besitz des Staatsmonopols in wenigen Jahrzehnten die Bernsteinproduktion zu ungeahnter Höhe. Welch enormen Aufschwung dieselbe genommen, ersieht man am besten aus den Staatseinkünften aus dem Bernsteinregal. Während der Selbstverwaltung durch den Staat bis 1811 brachte das Regal durchschnittlich jährlich etwa 22000 Mk. In der Zeit der Generalpacht bis 1837 etwa 30000 Mk, dann durch Verpachtung an die Strandbewohner etwa 34000 Mk., in den Jahren 1879—89

aber durch das Monopol ca. 700000 Mk. durchschnittlich im Jahr. (C. Klebs.) Rechnet man nun die enormen Summen, die die Anlegung und Unterhaltung des Bernsteinbergwerks bei Palmniken im Samland, der „Kolonie“ und Dampfbagger bei Schwarzort und die Unterhaltung der vielen Beamten und ca. 700 Arbeiter der Firma Stantien und Becker erforderten, hinzu, so wie die verschiedenen Millionen, die Becker als Reingewinn erzielt hat, dann erhält man einen ungefähren Begriff von der überaus reichen Ausbeute an Bernstein in den letzten Jahrzehnten. Nach neueren Nachrichten soll an Stelle der Firma Stantien und Becker eine Actiengesellschaft treten. Das richtige wäre ohne Zweifel: Der Staat selbst übernähme das Monopol.*) — So sehr nun auch jeder anständig denkende Mensch das durch den Westphal'schen Process und die Beschwerden der Bernsteindrechsler bekannt gewordene Gebahren des Kommerzienrates Becker verurteilen muss, so muss ihm doch auch der Feind das Verdienst lassen, durch Gründung seines Bernsteinmuseums der Wissenschaft grosse Dienste geleistet zu haben.

Die Natur des Bernsteins ist heutzutage allgemein bekannt. Schon Aristoteles hat in ihm — wegen der eingeschlossenen Insekten — ein erhärtetes Baumharz vermutet. Aber später begegnen wir den wunderlichsten Ansichten: man hielt ihn für tierische Ausscheidungen, oder für verdichteten Sonnenäther (so Niceas), oder, wie Asarubas (80 n. Chr.) für Bergnaphtha. Auch die alchymistische Schule des Mittelalters glaubte im Bernstein eine Art Naphtha erblicken zu müssen. Im 17. Jahrhundert konnten englische Gelehrte behaupten, der Bernstein sei erhärteter Schweiss oder Dampf des Meeres! 1787 erklärte ein Schweizer Zoologe ihn für Wachs, das die grosse Waldameise bereite, und selbst Buffon lässt ihn aus Honig entstehen, der von wilden Bienen in hohle Baumstämme getragen sei und dort durch Einwirkung des Vitriols (!) erhärte! Die volle Wahrheit kam nach uralten, zum Teil doch recht krassen Irrtümern an den Tag durch die ostpreussischen Gelehrten Professor Bock in Königsberg (1767) und Konsistorialrat T. C. Hase (1796). Legationsrat Struwe-Danzig hielt die noch lebende Tanne für die Erzeugerin des Bernsteins, während ihn die Professoren Schweigger-Königsberg, Wrede-Königsberg und die Danziger Aycke und Dr. Berendt zu Anfang dieses Jahrhunderts

*) Bei der letzten Korrecturlesung der Druckbogen kommt mir folgende Zeitungsnotiz (aus „D. Volk“ v. 15 Juni 1898) noch gerade zu rechter Zeit, um hier Aufnahme zu finden: Königsberg in Pr. Die Palmnicker Angelegenheit, über welche dieser Tage zwischen der Firma Stantien und Becker und den Vertretern der beteiligten Ministerien, Geh. Ober-Regierungsrat Sieffert, Ober-Bergrat Dr. v. Pringsheim und Geh. Ober-Regierungsrat Tetzlaff, Verhandlungen gepflogen wurden, ist nun zum Abschluss gebracht. Wie die „K. Hart. Z.“ aus zuverlässiger Quelle hört, ist der Kaufvertrag, nach dem die Regierung das Bernsteinbergwerk mit seinen Liegenschaften u.s.w. für zehn Millionen Mark erwirbt, am 12. d. M. perfekt geworden.

für das Produkt fossiler Waldungen hielten. Als Stammpflanze des Bernsteins stellte endlich auf Grund genauer Untersuchungen Professor Göppert-Breslau den fossilen, unserer Fichte allerdings nahestehenden Pinites succinifer fest, der zur Tertiärzeit an den Ostseegestaden, die damals freilich andere Contouren hatten als heute, grosse Waldungen gebildet hat. Zu Ende der Tertiärzeit sind diese Urwälder versunken, das Diluvium brachte ganz andere Constellationen von Land und Wasser hervor. Die Gletscherschiebungen der Eiszeit lagerten von fern her mitgeführte Erdmassen und erratische Blöcke ab und führten so auch vereinzelte Bernsteinstücke im Mergel, Thon und Sand bis nach dem heutigen Mitteldeutschland. So fand z. B. Dr. Eug. Rey-Leipzig beim Ausschachten eines Feldes bei Ammendorf unweit Halle a. S. ein grosses Bernsteinstück, das er dem Provinzialmuseum in Halle überwies. Es ist hier nicht der Ort, auf die einzelnen Arten Bernstein und auf die mannigfache technische Bearbeitung und Verwendung dieses phytogenen (= pflanzlichen Ursprung habenden) Minerals einzugehen. Erwähnt sei nur noch, dass der wertvollste Bernstein der blaue ist und dass das grösste Stück Bernstein, das gefunden worden ist, das ansehnliche Gewicht von 5 kg 600 g hat. Die Bernsteinausbeute der mit Paternosterwerken versehenen Dampfbagger betrug im Jahre 1883 angeblich 75546 kg. Selbstverständlich ist diese Zahl nicht zu gering angegeben. Die in der „Colonie“ am Nordende von Schwarzort wohnenden Baggerarbeiter, die beim jedesmaligen Verlassen des Baggers gelegentlich des alle 8 Stunden erfolgenden Schichtwechsels sich einer genauen Leibesvisitation zur Verhütung von Defraudationen unterwerfen müssen, stammen nur zum geringsten Teil von der Nehrung selbst. Das Baggern selbst ist eine schwere und rauhe Arbeit, namentlich bei Regen und Sturm, wo die Leute beständig von den heraufschlagenden Wellen bespült werden. — Der ausgebaggerte Haffschlamm wird durch verschiedene Gitter, die nach und nach alle Bernsteinstückchen zurückhalten und nur den losen Sand und Schlamm hindurchlassen, in grosse Prähme entleert und ans Land gebracht. Auf diese Weise wird zugleich die Fahrrinne für die Schiffahrt vor Versandung geschützt. Treffend hat O. Glagau Schwarzort wegen seines Bernsteinreichtums das „preussische Californien“ genannt. — Ehe wir diesen interessanten Ort verlassen, müssen wir noch den Grund einer Warnung erfahren, die uns mitgegeben wurde, ehe wir dahin kamen: die verwunderlich klingende Warnung, nicht in einem Baumstamm zu ersaufen! Es finden sich nämlich in den Dünen bei Schwarzort als Reste früherer, von der Wanderdüne erstickter Wälder noch Baumstämme, deren Holz nach und nach verwittert und verfallen ist, während die gerbsäurehaltige Rinde dem Zersetzungsprocess Widerstand geleistet hat. Es kann nun leicht geschehen,

dass man in eine solche oben leicht verdeckte Röhre hineingerät und durch nachrieselnden losen Sand in die Gefahr des Erstickens gerät. — Bei Schwarzort befand sich bis etwa 1857 eine Reihercolonie im Walde, die aber in diesem Jahre von Cormoranen, die wohl von den dänischen Inseln oder aus Schweden eingewandert waren, nach heftigem Kampfe occupiert wurde. Jetzt sind diese zwar sehr interessanten aber ungemein schädlichen Fischräuber, die in gleicher Weise geschickt fliegen, schwimmen und tauchen können, längst wieder durch menschliche Verfolgung vertrieben und auf der ganzen Nehrung ausgerottet.

Unsere weitere Wanderung bis zum Nordende der Nehrung, Süderspitze, führt uns nördlich von Schwarzort wiederum an nackten kahlen Dünen vorüber. Eine halbe Stunde vor dem Memel gegenüberliegenden, bereits 1616 urkundlich erwähnten Sandkruge, sehen wir am Haffufer als letzten Rest der in früherer Zeit dort vorhandenen schönen buschreichen Wiesen eine kleine ziemlich dürftige Grasfläche: die Hirschwiese. Der jetzt auf der Höhe liegende

Sandkrug

lag früher unten am Haff, bis er, baufällig geworden, weiter oben aufs neue aufgeführt wurde. Die ersten Fischerhäuschen auf der 1790 noch ganz flachen, wenig über dem Wasserspiegel gelegenen Süderspitze, die durch Ansanden jährlich höher wird und sich nach Norden zu vorschiebt, sind 1814 gebaut. Ein Feldwebel des dabei gelegenen Forts ist mit dem Unterricht der Jugend von Süderspitze betraut.*). — Wir sind am Ende der Nehrung angelangt. Wir haben die Natur der Nehrung als eine grossartige, wechselvolle und abenteuerliche kennen gelernt; aber unser Auge hat so viel Anziehendes, Imponierendes und Eigenartiges schauen dürfen, dass wir trotz der Mühsale und Anstrengungen der Reise doch reich befriedigt sind und Eindrücke mitnehmen, die sich nie verwischen

*) Bei dem nochmaligen Durchlesen des Manuscriptes kommt mir folgende Zeitungsnotiz noch gerade zur rechten Zeit, um hier als Fussnote Aufnahme zu finden. Sie ist entnommen der Beilage zu Nr. 251 des „Volk“ vom 26. Oktober 1897 und lautet: Memel. Folgenden interessanten Fall berichtet der „Ostpr. Generalanz.“: Das Artilleriedepot und die Fortifikation in Memel sind mit dem 15. d. M. eingegangen. Der Feldwebel Hannemann ist bei dieser Gelegenheit um seine Pensionierung eingekommen. Wird sein Gesuch bewilligt, so hört damit die im deutschen Reich einzig dastehende Einrichtung auf, dass ein aktiver Militär gleichzeitig als Schullehrer thätig ist. Herr Hannemann hat nämlich neben seinen Functionen bei der Fortifikation schon seit ungefähr 20 Jahren den Schulunterricht der zur Ortschaft Süderspitze gehörigen Kinder besorgt. Als er ihn seinerzeit übernahm, bedeutete dies sogar einen erheblichen Fortschritt, da vor ihm einen geregelten Unterricht überhaupt niemand erteilte, sondern nur ein Wallmeister die Kinder in seinen Mussestunden zu seinem Zeitvertreib im Lesen, Schreiben und etwas Rechnen unterwies. Herr Hannemann hatte, bevor er seinen Lehrerposten antrat, einen sechswöchigen (!) Kursus im Seminar zu Karalene durchgemacht.

werden. Ehe wir aber Abschied nehmen von der uns so interessant und lieb gewordenen Nehrung, nehmen wir gern noch eine Belehrung über ihren Zustand

in grauer Vorzeit

an. Neben dem lieblichen, mit den herrlichsten alten Buchenwäldern gekrönten auf Kreidefelsen ruhenden Eiland Rügen ist die sandreiche kurische Nehrung die ergiebigste Fundstätte für prähistorische Gegenstände. Die ältesten vorgeschichtlichen Funde der Nehrung gehören der sogenannten neolithischen Periode der Steinzeit an und reichen bis ins 2. Jahrtausend vor Christus zurück. In O. Tischler haben diese auf der Nehrung massenhaft angetroffenen Reste urältester Kultur einen gründlichen Forscher und Bearbeiter gefunden. — Bis 1876 waren ca. 100 Scherbenstellen gefunden. Die Fundstellen liegen am Fusse des Dünenkamms und schliessen sich an den älteren Waldboden an. Sie bergen eine Unmasse von Urnen und Scherben, Geräte aus Stein und Knochen, Abfälle von Knochen, Fischreste und Kohlen. Von Urnen, die sämtlich aus gebranntem Thon der verschiedensten Mischung hergestellt sind, unterscheidet man im wesentlichen zwei grundverschiedene Arten: eine grosse, aus grober Thon- und Sandmischung gefertigte, grob gearbeitete und eine kleinere viel sorgfältiger gearbeitete, in- und auswendig gut geglättete Art. Die Formen sind sehr mannigfach. Eine besonders auffallende Gefässart steht isoliert da: flache ovale Schalen mit ebenem Boden und niedrigem, meist vertikal stehenden Rande, der manchmal Nageleindrücke erkennen lässt. Die Verzierung wurde durch Eindrücken entweder der Finger oder von Schnüren hergestellt.

Die Henkel der Gefässe sind teils stielartig, teils durchbohrt. Die Frage, ob die altheidnischen Bewohner der Nehrung ihre Toten durch Verbrennen oder durch Begraben bestattet haben, ist noch nicht sicher entschieden. Ausser den keramischen Stücken (Urnen, Schalen) sind an Gebrauchsgegenständen der Menschen der Steinzeit noch gefunden: Netzsenker, Mahlsteine und Kornquetscher — deren Vorhandensein beweist, dass man schon damals die Brotfrucht kannte; — ferner Schleifsteine, Steinäxte, die aus Diorit, seltener Granit und am seltensten aus Feuerstein gefertigt sind, seltener auch Hämmer, die zum Teil noch nicht fertig sind. Das Auffinden von ca. 60 Bohrzapfen, kegelförmiger zugespitzter harter Steine, vermittelst welcher unter Zuhilfenahme von nassem Sande unter Druck und rotierender bohrender Bewegung die Löcher zur Aufnahme des Stiels in die Hämmer gemacht wurden, beweist, dass man die Waffen an Ort und Stelle fertigte, freilich zum grossen Teil aus importiertem Steinmaterial. Pfeilspitzen der verschiedensten Form, meist aus Feuersteinsplittern hergestellt, sind auch in grosser Anzahl

gefunden; dagegen nur wenige Knochenwerkzeuge: einige Pfrieme, Nadeln, Haken, Hämmer und Hacken. Der Steinzeit gehören auch verschiedene Bernsteinfunde an, als deren interessanteste die sogenannten Bernsteinmännchen gelten. Es sind deren bis jetzt 8 bekannt. Sie stellen eine menschliche Figur dar und haben an den Seiten Löcher zum Aufhängen. Ob sie als Götzen oder Amulets oder aber als blosser Schmuck anzusehen sind, wird sich kaum entscheiden lassen. — Viel geringer als die Funde aus der Steinzeit sind diejenigen aus der Broncezeit, in welcher wohl, im Unterschied von der Steinzeit, die Nehrung nur sehr dünn bevölkert gewesen ist. — Einige Funde aus dem XIII. Jahrhundert zeigen den Übergang der heidnischen Kultur in die christliche. Archäologische Funde aus neuerer Zeit, namentlich aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind namentlich in der Nähe des einstigen Lattenwalde, Kunzen, Preden, Altnegeln und bei Rossitten (Korallenberge*), weisse Berge) und Nidden gemacht. Ein aus der Steinzeit stammendes bei Rossitten gefundenes menschliches Skelett ist leider durch den Unverstand der grabenden Arbeiter zerstört. — Noch immer rauscht das Meer, Beute fordernd und „Strandsegen“ spendend, am Westrande der Nehrung und das Haff im Osten; noch immer dauert der Kampf mit dem Tod bringenden Sande, noch immer wohnen Menschen, mit dem unausrottbaren Triebe in der Brust, glücklich zu sein und sich und ihre Nachkommen zu behaupten in hartem Ringen mit den feindlichen Elementen, aber wie wechselvoll sind doch im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende die Geschicke gewesen, von denen die Nehrung betroffen wurde! Wie gewaltig mahnen ihre schweigenden Dünen mit den Gebeinen früherer Geschlechter und den zerstörten Wohnstätten einstigen Glückes an die Vergänglichkeit alles Irdischen! Und wer diese stumme Sprache der Dünen, das Getose der schäumenden Brandung, das Geächze der vom Sturm bis in die Wurzeln erschütterten Baumriesen versteht, der macht sich auch das rechte Bild von der „preussischen Wüste einst und jetzt“. Wenn diese Zeilen es erreicht haben, dieses buntbewegte, gestaltenreiche Bild vor der Seele der Leser entstehen zu lassen und in ihr festzuhalten, wenn mit dem näheren Kennenlernen des lieben Aschenbrödels unter den deutschen Landen auch das Liebgewinnen desselben erreicht ist, dann ist ihr Zweck erfüllt und wiederum ein Teil des Dankes abgetragen, den ich in reichem Masse schulde für die schönen Tage in der „preussischen Wüste“.

*) Der Name kommt vom lettischen Karalus = Herr und hat mit Korallen nichts zu thun. Seit einigen Jahren sind die noch im Jahre 1891 unbewaldeten Korallenberge, deren gründliche Durchforschung gewiss noch eine reiche Ausbeute archäologischer Funde zu Tage gefördert haben würde, wieder beforstet und so der archäologischen Untersuchung entzogen. Der Volksaberglaube vermutet in ihnen sowie in einigen alten Dorfstätten, z. B. den „weissen Bergen“ verborgene Schätze vergraben.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Anhang.

Verzeichnis der bis zum Frühjahr 1898 auf der kurischen Nehrung constatierten Vogelarten.

(NB. B. = Brutvogel; D. = Durchzugsvogel; I. = Irrgast; r. = regelmässig; unr. = unregelmässig; s. = selten; h. = häufig; g. = gemein.)

Nr.	Art.	Bemerkungen.
1	Erithacus philomela (Bechst.) Sprosser.	Brutvogel bei Cranz und Grenz.
2	„ suecicus (L.) Blaukehlchen.	h. D.
3	„ rubeculus (L.) Rotkehlchen.	h. D., auch B.
4	„ phoenicurus (L.) Gartenrotschwanz.	B. und g. D.
5	„ titis (L.) Hausrotschwanz.	ein einziges mal bei Grenz beobachtet (April 1888).
6	Pratincola rubetra (L.) Wiesenschmätzer, Braunkehlchen.	g. D.; s. B. (b. Grenz).
7	Saxicola oenanthe (L.) Steinschmätzer.	als D. massenhaft; als B. n. h.
8	„ stapazina (L.) Gilbsteinschmätzer.	ein einziges mal (1895) bei Rossitten erlegt; sehr s. I.
9	Turdus musicus (L.) Singdrossel.	wie Nr. 7.
10	„ iliacus (L.) Weindrossel.	D. (October).
11	„ pilaris (L.) Wacholderdrossel.	D. (v. Ende September).
12	„ viscivorus (L.) Misteldrossel.	D. u. B.
13	„ merula (L.) Amsel.	nicht h.
14	„ torquatus (L.) Ringamsel.	s. D.
15	Regulus cristatus, Vieill. Wintergoldhähnchen.	B.
16	Phylloscopus superciliosus, Gm. Goldhähnchenlaubvogel.	s. I.; ein einziges mal (15. 9. 1892) b. Rossitten erlegt.
17a	Phylloscopus rufus (Bechst.) Weidenlaubsänger.	B. u. sehr h. D.
b	Phylloscopus pleskei (Flöricke) (nordöstl. Subspecies).	D.
18	Phylloscopus trochilus (L.) Fitis.	B., sehr h. D.
19	„ sibilator (Bechst.) Waldlaubsänger.	B. (b. Grenz u. Rossitten).
20	Hypolais philomela (L.) Spötter.	h. B.
21	Locustella naevia (Bodde) Buschheuschreckensänger, kl. Schwirl.	D. (letztes Drittel des Mai); eine gelbe Varietät erlegt.
22	Locustella fluviatilis (Wolf) Schlagschwirl.	sehr s.; D. (Ende Mai).
23	Acrocephalus aquaticus (Gm.) Binsenrohrsänger. (?)	Nur einmal zieml. sicher beobachtet.
24	Acrocephalus schoenobanus (L.) Schilfrohrsänger.	s. D. (Sept. u. Oct.)
25	Acrocephalus arundinaceus (L.) Rohrdrossel.	h. B. (Bruch b. Rossitten, z. i. Oct. ab).

Nr.	Art.	Bemerkungen.
26	Acrocephalus streperus (Vieill.) Teichrohrsänger.	s. D.; B.?
27	Acrocephalus palustris (Bechst.) Sumpfrohrsänger.	B. bei Grenz.
28	Sylvia atricapilla (L.) Plattmönch.	B. u. h. D.
29	„ curruca (L.) Zaungrasmücke (Müllerchen).	desgl.
30	Sylvia rufa (Bodde) Dorngrasmücke.	desgl.
31	„ hortensis (Bechst.) Gartengrasm.	B., nicht h.
32	„ nisoria (Bechst.) Sperbergrasm.	unr. B. (b. Rossitten).
33	Troglodytes parvulus, Koch. Zaunkönig.	h. B. b. Cranz.
34	Acredula caudata (L.) Schwanzmeise.	s. B. (b. Rossitten).
35	Parus ater (L.) Tannenmeise.	B.
36	„ cristatus (L.) Haubenmeise.	s.
37	„ major (L.) Kohlmeise.	h.
38	„ caeruleus (L.) Blaumeise.	B. b. Grenz; sonst Strichvogel.
39	„ cyaneus, Pall. Lasurmeise.	I.; einmal Winter (92/93) b. Sarkau beobachtet.
40	„ fruticeti, Wallgr. Sumpfmeise.	b. Grenz u. Cranz nicht s.
41	„ borealis, Liljeb. nordische Sumpfmeise.	s. D.
42	Sitta europaea (L.) Wolf. Kleiber.	nicht h., (b. Grenz); hellbäuchige Form.
43	Certhia familiaris (L.) Baumläufer.	nicht h.
44	Alauda arvensis (L.) Feldlerche.	B?; zur Zugzeit massenhaft.
45	Galerita cristata (L.) Haubenlerche.	nicht h. (b. Cranz).
46	„ arborea (L.) Haidelerche.	„ „ D.
47	Budytes flavus (L.) Kuhstelze.	B. bei Grenz; zur Zugzeit massenhaft.
48	Motacilla alba (L.) weisse Bachstelze.	B.; desgl.
	(Für M. sulphurea, Bechst., Gebirgsbachstelze bedarf es noch des Nachweises).	
49	Anthus pratensis, (L.) Wiesenpieper.	h. D. (October).
50	„ cervinus. Pall. Rotkehliger Pieper.	s. D.; zuerst 8. 9. 1892 b. Pillkoppen erlegt, dann öfter.
51	„ trivialis (L.) Baumpieper.	B. (b. Grenz); D. im September.
52	„ campestris (L.) Brachpieper.	B. Zieht schon von Ende August an.
53	„ obscurus, Lath. Felsen- od. Strandpieper.	s. I.; ein einziges mal am 8. 10. 88 b. Rossitten erlegt.
54	Emberiza schoeniclus (L.) Rohrammer.	B. (b. Rossitten), D. Anf. März u. Oct.
55	„ hortulana (L.) Gartenammer.	s.; nur einmal (19. 5. 89) b. Grenz beobachtet.
56	„ citrinella (L.) Goldammer.	sehr h.
57	„ calandra (L.) Grauammer.	nicht s.
58	Calcarius nivalis (L.) Schneeammer.	r. Wintergast.
59	Pyrrhula rubicilla, Pall. Gimpel.	nicht h.; öfters in Dohnen.
60	Pinicola erythrinus, Pall. Karmingimpel.	B.! (b. Rossitten).
61	„ enucleator, Pall. Hakengimpel.	nicht allzuseltener Wintergast.
62	Carduelis elegans, Steph. Stieglitz.	B. u. D.
63	Chrysomitris spinus (L.) Zeisig.	Zur Brutzeit b. Grenz.

Nr.	Art.	Bemerkungen.
64	Acanthis cannabina (L.) Bluthänfling.	B.
65	„ flavirostris (L.) Berghänfling.	s.! Im Winter 1893 erlegt.
66a	„ linaria (L.) Leinhänfling, Birkenzeisig.	Wintergast.
b	Acanthis exilipes (Dress.) kurzschnäbliger L.	s. „ (1895).
c	„ Holboelli, Brehm. grosser L.	„ „
67	Chloris hortensis. Brehm. Grünling.	nicht s.
68	Coccothraustes vulgaris (L.) Kernbeisser.	s.
69	Fringilla coelebs (L.) Buchfink.	B.
70	Fr. montifringilla (L.) Bergfink.	Wintergast (bis April).
71	Passer montanns (L.) Feldsperling.	h.
72	„ domesticus (L.) Haussperling.	g.; selbst in d. einsamen Försterei Grenz vertreten.
73	Loxia curvirostra (L.) Fichtenkreuzschnabel.	} ziemlich s.
74	„ pityopsittacus, Bechst. Kiefernkreuzschnabel.	
75a	Sturnus vulgaris (L.) Staar.	B., zur Zugzeit in wolkenartigen Schwärmen.
b	„ „ Menzbieri (Sharpe), östl. Staar.	s.
76	Oriolus galbula (L.) Pirol.	nicht h.
77	Nucifraga caryocatactes (L.) Tannenheher.	D.; zieht im Sept., in manch. Jahren h.; **beide** Formen.
78	Garrulus glandarius (L.) Eichelheher.	nicht h.; zuweilen in Dohnen.
79	Pica caudata (L.) Elster.	s.
80	Corvus corax (L.) Kolkrabe.	s.; Sept. 1892 2 St. b. Pillkoppen beob.
81	„ corone (L.) Rabenkrähe.	sehr s. (erst 1894 sicher constatiert).
82	„ cornix (L.) Nebelkrähe.	ziemlich h. B.; zur Zugzeit Hunderttausende.
83	„ frugilegus (L.) Saatkrähe.	D.
84	„ monedula (L.) Dohle.	D.
85	Lanius collurio (L.) Rotrückiger Würger.	zieml. h. B.
86	„ minor, Gm. Kleiner Grauwürger.	s. (B.?) Im Juni 1892 b. Pillkoppen erlegt.
87	„ excubitor (L.) Grosser Grauwürger, Raubwürger.	s.
88	Muscicapa grisola (L.) Grauer Fliegenschnäpper.	h.; Ankunft Mitte Mai; auf d. Herbstzuge sehr h.
89	Muscicapa parva, Bechst. Zwergfliegenfänger.	sehr s.; bei Cranz B. (?)
90	„ atricapilla (L.) Trauerfliegenfänger.	h. D., vielleicht auch B.
91	Bombycilla garrula (L.) Seidenschwanz.	Fast r. Wintergast.
92	Cypselus apus (L.) Mauersegler.	B.; letzter Abzugstermin 28. 8. 88.
93	Caprimulgus europaeus (L.) Ziegenmelker, Nachtschwalbe.	B.
94a	Hirundo rustica (L.) Rauchschwalbe.	B.
b	„ „ var. pagorum (Brehm) östl. Rauchschwalbe.	ein Exemplar der braunbäuchigen östl. Rauchschwalbe erlegte im Sommer 1897 Herr Thienemann.

Nr.	Art.	Bemerkungen.
95	Hirundo urbica (L.) Mehlschwalbe.	B.
96	„ riparia Uferschwalbe.	B.
97	Upupa epops (L.) Wiedehopf.	als D nicht selten, als B selten.
98	Coracias garrula L.) Blauracke, Mandelkrähe.	B.
99	Picus viridis (L.) Grünspecht.	s.
100	„ major (L.) grosser Buntspecht.	B (b. Schwarzort).
101	„ medius (L.) mittlerer „	s.
102	„ minor (L.) kleiner „	sehr s.
103	„ martius (L.) Schwarzspecht.	sehr s.
104	Cuculus canorus (L.) Kuckuck.	im Sept. oft sehr häufig.
105	Carine noctua (Retz) Steinkauz.	B (in d. Sarkauer Kirchendach).
106	Strix flammea (L.) Schleiereule.	s.
107	Syrnium aluco (L.) Waldkauz.	s.
108	Nyctala Tengmalmi (Gm.) Rauchfusskauz.	sehr s.; ein Exempl. 20. 11. 89 in Rossitten gefangen.
109	Nyctea ulula (L.) Sperbereule.	sehr s.; ein Exempl. i. Sept. 90 in Rossitten erlegt.
110	„ scandiaca (L.) Schneeeule.	Wintergast.
111	Asio otus (L.) Waldohreule.	B (bei Grenz).
112	„ accipitrinus, Pall. Sumpfohreule, Brandeule.	soll bei Grenz erlegt sein; ich schoss sie im Samland.
113	Bubo ignavus, Th. Forst. Uhu.	sehr s. (b. Memel erlegt.)
114	Falco vespertinus(L.) Abend- od. Rotfussfalke.	in manchen Jahren im Herbst nicht selten.
115	„ subbuteo (L.) Baumfalke.	ziemlich s.
116	„ aesalon, Tunst. Zwergfalke.	sehr s.
117	„ tinnunculus (L.) Turmfalke.	zieml. h. B.
118	„ peregrinus, Tunst. Wanderfalke.	v. August an nicht s.
119	„ lanarius (L.) Würgfalke.	sehr s. (einmal erlegt.)
120	Aquila pomarina, Brehm. Schreiadler.	B? Zur Zugzeit nicht s.
121	„ chrysaëtus (L.) Goldadler.	seltener D.; früher B. (?)
122	Archibuteo lagopus, Brünn. Rauchfussbussard.	r. Wintergast.
123	Buteo vulgaris, Bechst. Mäusebussard.	h. D. wohl auch B.
124	Circaëtus gallicus, (Gm.)	sehr s.; einmal am 25. 8. 90 mit grösster Wahrscheinlichkeit beobachtet, doch noch nicht erlegt.
125	Haliaëtus albicilla (L.) Seeadler.	früher B.; jetzt nicht selten D.
126	Pandion haliaëtus (L.) Fischadler.	B. bei Grenz.
127	Milvus nigrans, Bodd. Schwarzer Milan.	h. B.
128	„ regalis, Cuv. Roter Milan.	s.
129	Accipiter nisus (L.) Sperber.	D. (u. B.?)
130	Astur palumbarius (L.) Habicht.	zieml. s.
131	Circus aeruginosus (L.) Rohrweihe.	s. D.
132	„ cyaneus (L.) Kornweihe.	s. D.
133	„ macrurus (Gm.) Steppenweihe.	zuerst 29. 8. 90 beob., dann mehrfach erlegt, so von J. Thienemann im August 96 viermal.
134	Coturnix communis, Bonn. Wachtel.	unr. D.

Nr.	Art.	Bemerkungen.
135	Perdix cinerea (L.) Rebhuhn.	nicht h.
136	Syrrhaptes paradoxus, Pall. Steppenhuhn.	sehr s. I.; ich erhielt im April u. Mai 1888 je ein Exemplar v. Cranz.
137	Lagopus albus (Gm.) Moorschneehuhn.	sehr s. I ; erst einmal nachgewiesen.
138	Turtur auritus, Ray. Turteltaube.	s
139	Columba palumbus (L.) Ringeltaube.	} ziehen im April und September in
140	„ oenas (L.) Hohltaube.	} grösseren Flügen durch.
141	Ardea cinerea (L.) Grauer Fischreiher.	D., früher B. b. Schwarzort.
142	„ purpurea (L.) Purpurreiher.	sehr s. I.; am 2. 8. 93 ein Exempl. v. Dr. Flöricke am Bruch bei Rossitten beobachtet, aber nicht erlegt.
143	Botaurus stellaris (L.) Grosse Rohrdommel. (Für Ardea minuta (L.) die sonst in Preussen gar nicht seltene, ja stellenweise häufige kleine Rohrdommel bedarf es erst noch des sicheren Nachweises ihres Vorkommens auf der Nehrung.)	s. D.
144	Nycticorax griseus, Strickl. Nachtreiher.	sehr s. (einmal erlegt.)
145	Ciconia alba, J. C. Schäff. Weisser Storch.	früher B. in Rossitten, jetzt D.
146	„ nigra (L.) Schwarzer Storch.	sehr s.
147	Fulica atra (L.) Blässhuhn.	h. B. auf dem Bruche bei Rossitten
148	Gallinula chloropus (L.) Grünfüssiges Teichhuhn.	B. „ „ „ „ „
149	Ortygometra porzana (L.) Gesprenkeltes Rohrhuhn.	s. (August 92 b. Rossitten erlegt.)
150	Crex pratensis, Bechst. Wachtelkönig.	B. (b. Grenz) u. D.
151	Rallus aquaticus (L.) Wasserralle.	b. Grenz 3. 4. 89 erlegt.
152	Grus communis, Bechst. Kranich.	B. b. Grenz (u. Pillkoppen?)
153	Scolopax rusticula (L.) Waldschnepfe.	D. nicht h.
154	Gallinago gallinula (L.) Kleine Sumpfschnepfe.	sehr s.; einmal 28. 9. 88 erlegt.
155	„ scolopazina, Bp. Becassine.	B. u. D., h.
156	„ major, Bp. Grosse Sumpfschnepfe.	nicht s. (b. Rossitten, D.)
157	Limicola platyrhyncha (Temm.) Kleiner Sumpfläufer.	sehr s., 15. 8. 93 als Novum d. ostpr. Ornis v. Dr. Flöricke b. Rossitten, seitdem öfter erlegt.
158	Numenius phaeopus (L.) Regenbrachvogel.	nicht s. D. (v. Mitte Sept. häufig.)
159	„ arcuatus (L.) Grosser Brachvogel, Keilhaken.	h. D. (August.)
160	„ tenuirostris, Vieill. Dünnschnäbliger Br.	sehr s. I.; 2. 9. 91 als Novum von Zimmermann erlegt.
161	Limosa aegocephala, Bchst. (-melanura, Leisl.) Schwarzschwänzige Uferschnepfe.	s.; 23. 6. u. 3. 8. 96 v. Thienemann erlegt.
162	„ lapponica (L.) (-rufa Briss.) Rostfarbene Pfuhlschnepfe.	h. D u. s. B! (1891 bei Pillkoppen: Krüger.)
163	Machetes pugnax Cuv. Kampfhahn.	h. D. u. s. B.
164	Totanus calidris (L.) Rotschenkel.	nicht s. D., vielleicht auch B.
165	„ fuscus (L.). Dunkler Wasserläufer.	zieml. s. D.; auch im Juli 1891 b. Rossitten beob.
166	„ glottis, Bechst. Heller Wasserläufer.	D., sehr selten.

Nr.	Art.	Bemerkungen.
167	Totanus ochropus (L.) Punktierter Wasserl.	D. (April u. v. August an.)
168	„ glareola (L.) Bruchwasserl.	nicht s. D. (August, am Bruch b. Rossitten.
169	Actitis hypoleucos Boie. Uferläufer.	B. u. h. D.
170	Tringa canutus (-cinerea) (L.) Isländ. Strandläufer, Kanutsvogel.	unr. D. (Aug. u. Sept.)
171a b	„ alpina (L.) Alpenstrandl. und „ Schinzi, Brehm. Schinz's Strandl.	h. D. u. B. (z. Teil noch im Sommer kl.)
172	„ subarcuata, Güldenst. Bogenschnäbl. Strandläufer.	h. D. (z. Teil noch im Sommerkleid.)
173	„ minuta, Leisl. Zwergstrandl.	h. D.
174	„ Temmincki, Leisl. Temmincks Strandl.	zieml. s. D.
175	Calidris arenaria (L.) Sanderling.	s. D.
176	Phalaropus hyperboreus, (L.) Schmalschnäbl. Wassertreter.	s. und unr. D.
177	Recurvirostra avocetta, (L.) Säbelschnabel.	sehr s. D., 1 mal 31. 8. 92 v. Dr. Flöricke bei Rossitten beob.
178	Vanellus cristatus (M. u. W.) Kiebitz.	D. (u. B.?)
179	Charadrius fluviatilis, (Bechst.) Flussregenpfeifer.	B. und h. D.
180	„ hiaticula, (L.) Sandregenpfeifer,	h. D.; 1895 auch B. (Dr. Flöricke.)
181	„ morinellus, (L.) Mornellregenpfeifer.	s. D.; den ersten ostpr. Mornell erlegte ich 6. 9. 88 bei Rossitten.
182	„ pluvialis, (L.) Goldregenpfeifer.	h. D.; manche noch im Sommerkleid; August u. Sept.
183	„ squatarola, (L.) Kiebitzregenpfeifer.	h. D.; manche noch im Sommerkleid; Sept. u. Oct.
184	Strepsilas interpres, (Ill.) Steinwälzer.	nicht h. D., Ende August.
185	Hæmatopus ostralegus, (L.) Austernfischer.	sehr s. D.; 1891 u. 94 B. auf d. Bruch b. Rossitten!
186	Cygnus olor. (Gm.) Höckerschwan.	s. D.
187	„ musicus, (Bechst.) Singschwan.	s. D.
188	Anser albifrons, (Bechst.) Blässgans.	s. D.; 12. 9. 90 v. Krüger erlegt.
189	„ bernicla, (Ill.) Ringelgans.	sehr s. D., einmal erlegt (1895?).
190	„ cinereus, (M. u. W.) Graugans.	r. D., aber nicht h.
191	„ segetum, (Gm.) Saatgans.	r. D.; etwas häufiger als der vorige.
192	Tadorna damiatica, Hasselqu., Brandente.	(s.) D.
193	„ casarca, Macgil (=rutila Boie) Rostgans.	sehr s.; „wiederholt im Aug. 1895 beob." Dr. Flöricke.
194	Anas crecca, (L.) Krickente.	B. u. recht h. D.
195	„ querquedula, (L.) Knäckente.	B. (?, im Juli 88 b. Grenz erlegt); seltener.
196	„ acuta, (L.) Spiessente.	s.; 7. 10. 88 e. junges ♂ erlegt.
197	„ penelope. (L.) Pfeifente.	s
198	„ strepera. (L.) Schnatterente.	mit grosser Wahrscheinlichkeit wiederholt gesehen, aber noch nicht erlegt.
199	„ clypeata, (L.) Löffelente.	B. (auf d. Bruch) u. D.
200	„ boschas, (L.) Stockente.	h. D. u. B.

Nr.	Art.	Bemerkungen.
201	Fuligula histrionica, (L.) Kragenente.	sehr s. I.: „ein ♀ dieser für Deutschl. sehr seltenen und für die Provinz Preussen überhaupt noch nicht nachgewiesenen Art erlegte Herr Krüger am 25. Nov. 1893 bei lebhaftem Schneesturm auf d. Kur. Haff b. Rossitten“ (Dr. Flöricke).
202	„ hiemalis, (L.) (= Harelda glacialis, Leach.) Eisente „Karkeliter“	sehr h. Wintergast (Ende Oct. bis Ende April) a. d. Ostsee.
203	„ clangula,(L.) Schellente.„Backente“.	desgl.
204	„ nyroca, (Güldenst.) Moorente.	unr. D. (Anfang October.)
205	„ ferina, (L.) Tafelente.	B. (auf d. Bruch) u. D., h.
206	„ marila, (L.) Bergente.	s,; ich erlegte 6. 10. 88 ein junges ♂. i. Sommerkleid b. Rossitten.
207	Oidemia nigra, (L.) Trauerente.	Wintergast.
208	Mergus albellus, (L.) kleiner Säger.	s.; April 88 b. Grenz ein Paar auf dem Haff.
209	„ merganser, (L.) Gänsesäger, „Gelbbauch“.	Wintergast.
210	„ serrator, (L.) Mittlerer Säger.	23. 10. 88 erlegt; zieml. s.
211	Phalacrocorax carbo, (L.) Kormoranscharbe.	früher B. b. Schwarzort, jetzt ausgerottet.
212	Hydrochelidon nigra, (L.) Schwarze Seeschwalbe.	unr. Gast; war im Spätsommer 1895 gemein b. Rossitten.
213	Sterna minuta, (L.) Zwergschwalbe.	unr. Gast; im Spätsommer 1895 nicht allzu selten. (Dr. Fl.)
214	„ hirundo, (L.) Flussseeschwalbe. „Kirrmöve“.	sehr h. B. a. d. Bruch; Abzug bis zum 5. Sept.
215?	NB. Wiederholt wurde noch eine andere Seeschwalbenart, die ein anderes Flugbild und eine andere Stimme zeigte, beobachtet, sie konnte aber bisher noch nicht erlegt und festgestellt werden	
216	Larus minutus, Pall. Zwergmöve.	B. auf d. Bruch b. Rossitten!
217	„ ridibundus, (L.) Lachmöve.	Nistet zu Tausenden auf d. Bruch. Abzug Mitte Sept.
218	„ canus, (L.) Sturmmöve, „Haffmöve“.	sehr h.; Brutplatz unbekannt.
219	„ fuscus, (L.) Häringsmöve.	h., namentlich b. W.- u. N.-Wind am Seestrande.
220	„ marinus, (L.) Mantelmöve.	s.
221	„ argentatus, Brünn, Silbermöve.	s. (fast nur im Jugendkleid.)
222	„ glaucus, Brünn, Eismöve.	sehr s.; im Spätherbst 93 ein Exempl. v. Dr. Flöricke b. Rossitten erlegt.
223	Lestris parasitica, (L.) Schmarotzerraubmöve.	s. (1892 2 Exempl. erlegt.)
224	Podiceps minor, Gm. Zwergsteissfuss.	s.
225	„ nigricollis, Sundew. Ohrensteissfuss.	h. B.! Brütet colonieenweise auf d. Bruch.
226	„ arcticus, Boie. Gehörnter Steissfuss.	sehr s.; Febr. 922 St. b. Rossitten erlegt.
227	„ rubricollis, Gm. Rothalsiger St.	sehr s.; 1895 erlegt.

Nr.	Art.	Bemerkungen.
228	Podiceps cristatus, (L.) Haubentaucher, „Krontaucher“.	h. B.; brütet bei Grenz colonienweis.
229	Colymbus septentrionalis, (L.) Rotkehliger Seetaucher.	nicht h.; v. October bis April auf d. See.
230	Colymbus arcticus, (L.) Polarseetaucher.	ebenso, doch etwas häufiger.
231	Uria grylle, (L.) Grylllumme.	sehr s.; am 16. 4. 1888 fand ich eine von der See ausgespülte tote Grylllumme am Strande bei Grenz.
232	Alca torda, (L.) Tordalk.	sehr s.; 23. 9. 92 bei Pillkoppen au d. Haff erlegt.

Bis jetzt sind also — incl. der Subspecies von Nr. 17, 66, 75, 77, 94 und 171 dieses Verzeichnisses — 238 bezw. 239 Vogelarten für die kurische Nehrung nachgewiesen.

Von etwaigen **neuen** Resultaten bitte ich mich alsbald gütigst in Kenntnis zu setzen.

Druck von A. W. Zickfeldt, Osterwieck Harz.

1929/30: 536.